SPRAWOZDANIA SZKOLNE
Książnica
Kopernikańska
w Toruniu
SCHULPROGRAMME

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Strasburg Wpr.
Ostern 1893.

Platos Kratylos und die Sprachphilosophie der Neuzeit.

I. Teil: Platos Kratylos und die Sprachphilosophie bis zum Tode Wilhelm v. Humboldts.

Von

Dr. Paul E. Rosenstock.

Strasburg W.-Pr.
Buchdruckerei von A. Fuhrich.

1893. Progr. Nr. 41.

Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Strasburg Wpr.
Ostern 1903.

Platos Kratylos und die Sprachphilosophie der Neuzeit.

Dr. Paul E. Rosenstock.

Strasburg W. Pr.
Buchdruckerei von A. Fuchs.
1903. Progr. No. 41.

„Wir besitzen an Ideen nur ganz, was wir, ausser uns gesetzt, in andere übergehen lassen können."
W. von Humboldt (letzter Brief an Goethe).

Νεῖκος πατήρ πάντων! Wo hat sich dieses so wahre Wort des „dunkeln" Philosophen von Ephesus nicht bewährt! Überall wo in dem Ringen nach der Erkenntnis der Wahrheit die Ansichten im heftigen Widerstreit miteinander um den Sieg rangen, war dieser „*νεῖκος*" einer der wirksamsten Hebel des wissenschaftlichen Strebens, der Urheber jedes wissenschaftlichen Fortschrittes, der Vater der idealsten Siege, keineswegs aber ein Zeichen der Vergeblichkeit des geistigen Kampfes. Kein Gebiet der Kunst und der Wissenschaft kann sich der Erfolge dieses friedlichen Wettstreites nicht rühmen, ganz im Gegenteil wird gerade auf dem weiten Felde der Kunst der „*νεῖκος*" absichtlich geschaffen, um zu genialen Schöpfungen anzuregen. Und nehmen wir irgend einen Zweig der Wissenschaften und überblicken seine Entwickelung im Laufe der Zeiten, so werden wir immer dieselbe Beobachtung machen können, dass, je heisser der Kampf um ihn entbrannt war, desto reicher und reifer die Früchte gewesen sind, die dieser Kampf gezeitigt hat. Ganz besonders heftig war von jeher der Widerstreit der Ansichten auf den Gebieten der Philosophie, der empirischen Grammatik, der Sprachwissenschaft und der Sprachphilosophie. So lange der menschliche Geist sich mit philosophischen Speculationen beschäftigt, haben Idealismus und Materialismus, Realismus und Nominalismus, Empirismus und Dogmatismus, Sensualismus und Intellectualismus in ewigem Gegensatz zu einander um den endgültigen Sieg gestritten, ohne diesen je bisher dauernd errungen zu haben, ein Kampf, der für die Entwicklung der gesamten Geistesphilosophie von ganz unberechenbarem Nutzen gewesen ist und bis an's Ende der Menschheit auch immer sein wird.

Auf dem Gebiete der empirischen Grammatik war es der Gegensatz von Analogie d. i. Gleichmässigkeit und Anomalie d. i. Ungleichmässigkeit in der Bildung der Sprache, der im ganzen Altertume sowohl in Griechenland wie auch in Italien während eines Jahrtausends die bedeutendsten Gelehrten beschäftigt hat. Und so gab es auch in der Sprachwissenschaft und ihrer speculativen Nebenbuhlerin, der Sprachphilosophie, schon in den ältesten Zeiten einen Widerstreit der Ansichten, der über das Wesen der Sprache, ihre Richtigkeit und ihren Ursprung entstanden und bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden ist. Es handelt sich um die uralte Frage, ob die Sprache „*φύσει*" oder „*θέσει*" entstanden ist, ob ihre Richtigkeit und Allgemeinverständlichkeit auf Naturnotwendigkeit oder Vereinbarung beruht. Eine Geschichte der Sprachphilosophie ist im grossen und ganzen nichts als eine Geschichte dieses Streites, und so können wir wohl mit Recht diesen „*νεῖκος*" eine „*ἔρις ἀγαθή*", die zur Erringung eines wenn auch vorläufig noch idealen Zieles führen soll, nennen.

Der Zweck der vorliegenden Abhandlung ist es nun, in kurzen Zügen ein Bild der Entwicklung der modernen Sprachphilosophie mit besonderer Berücksichtigung jenes alten Gegensatzes zu geben, in der Absicht, die ganze moderne Sprachphilosophie in Zusammenhang zu bringen mit der genialsten Schöpfung des Altertums auf diesem Gebiete, dem platonischen Dialoge *Κράτυλος*, der sich besonders mit der Frage beschäftigt, ob die „*ὀρθότης ὀνομάτων*" auf Satzung und Übereinkunft oder auf Naturnotwendigkeit beruhe. Bedeutende Gelehrte, wie z. B. Heyse, Steinthal und Benfey haben derartige kurze Abrisse der Geschichte der Sprachphilosophie gelegentlich grösserer wissenschaftlicher Werke gewissermassen als Einleitung oder Vorrede schon früher gegeben. Aber einerseits reichen diese Abrisse naturgemäss nur bis in die Zeit des Erscheinens dieser Werke, d. h. es fehlt gerade die Zeit der gewaltigsten Entwickelung der Sprachphilosophie, die letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts, in denen die sprachphilosophischen Bestrebungen einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen haben, andererseits gehen diese sprachphilosophischen Einleitungen von ganz anderen Gesichtspunkten aus, die sich aus dem Zweck der Arbeiten dieser Gelehrten erklären. Wo wir diese litterarischen Angaben nur irgend benutzen konnten, haben wir es selbstverständlich gethan, da sie uns ein zweifellos sicheres und objectiv gehaltenes Material boten, an dem wir unser Urteil nur bilden und klären konnten.

Dass wir gerade den Dialog Kratylos und keinen anderen der platonischen Dialoge, die auch gelegentlich sprachphilosophische Fragen behandeln, wie etwa den Sophist, den Theaetet oder den Gorgias, zum Ausgangspuncte unserer Arbeit nahmen, liegt daran, dass diese anderen genannten Dialoge eben nur gelegentlich sich mit Sprachphilosophie beschäftigen, nur vereinzelte Bemerkungen über die Principien der Wortbildung enthalten, während ganz allein im Kratylos die Frage, auf welchen Principien die Richtigkeit der Wörter beruhe, abgehandelt ist. Aus demselben Grunde haben wir auch die gesamte dialectische Thätigkeit des Aristoteles und seiner Schule unberücksichtigt gelassen, zumal es uns nur darauf ankommt, nachzuweisen, in welchem Zusammenhange die moderne Sprachphilosophie mit der grundlegenden Lehre Platos steht.

Unsere ganze Abhandlung: Platos Kratylos und die Sprachphilosophie der Neuzeit zerfällt in drei von einander unabhängige Abteilungen, von denen wir die erste: Platos Kratylos und die Sprachphilosophie bis zum Tode Wilhelm von Humboldts hiermit der Oeffentlichkeit übergeben. Der zweite Teil soll dann die Entwicklung der Ansichten über den Zusammenhang von Denken und Sprechen geben, und im dritten Teile gedenken wir die Geschichte der modernen Sprachphilosophie und ihr Verhältnis zu Platos Kratylos von Humboldts Tode bis zur Gegenwart zu verfolgen.

I. Die Sprachphilosophie Platos und der vorplatonischen Zeit.

Was ist Sprachphilosophie?

Was ist Sprachphilosophie, womit beschäftigt sie sich, und welches ist ihr Endzweck? Die Sprachphilosophie ist die Lehre von der Jdee der Sprache, sie ist ebenso von der Sprachwissenschaft zu scheiden wie die Naturphilosophie von den Naturwissenschaften. Während die Sprachwissenschaft sich mit der Sprache als solcher unmittelbar beschäftigt, also ein concretes Object hat, beschäftigt sich die Sprachphilosophie mit den Sprachen als Ganzem, ihr Object ist ein abstractes, ideelles.[1]) Die Sprachphilosophie ist somit nicht etwa als ein Teil der Sprachwissenschaft zu betrachten, sondern sie gehört vermöge ihres speculativen Characters und ihres ideellen Zweckes zu der Philosophie.[2]) Ihre letzte Aufgabe ist nachzuweisen, wie in den Gebilden der Sprache Notwendigkeit und Freiheit, Idee, Begriff und Vorstellung zusammenwirken, wie Steinhart[3]) sagt. Das gemeinsame Werk der reifsten Geistesphilosophie und der umfassendsten geschichtlichen Kenntnis der einzelnen Sprachen ist die Sprachphilosophie. Sie sucht nach den allgemeinen, auf der Natur des menschlichen Geistes beruhenden Grundbedingungen, unter denen überhaupt jenes universelle Apperceptionsmittel, womit der Denker seine Gedanken schafft und der Hörer sie versteht, entstehen kann. [4]) Denn der menschliche Geist begnügt sich nicht mit der thatsächlichen Erkenntnis des Gegenstandes, er sucht bis zu den letzten Ursachen vorzudringen und den notwendigen Zusammenhang des Ganzen zu ergründen.[5]) So sucht die Sprachphilosophie auch bis in das eigentliche Wesen der Sprache einzudringen, der Sprache, die doch, wie Wilhelm v. Humboldt sagt, gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker ist; denn ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache.[6]) Zwar ist die Sprachphilosophie oft nur die Gehülfin und gefügige Dienerin anderer wissenschaftlicher Bestrebungen, sie ist eben meist nicht Selbstzweck, trotzdem steht ihre hohe Bedeutung unanfechtbar und gerade in der Jetztzeit unangefochten da. So ist die Sprachphilosophie oft eng verbunden mit der grammatischen Richtung der Sprachwissenschaft; beides sind eben so eng aneinander grenzende Gebiete, dass man schwerlich das eine beim Erforschen des anderen unbetreten lassen kann.[7]) Beiden gemeinsam ist das Object, die Sprache;

---

1) cf. Schleicher: von der Sprachwissenschaft VI p. 119.

2) J. Kaufmann-Hartenstein: über die wichtigsten Resultate der Sprachwissenschaft. Solothurn 1882 p. 8. trennt die Sprachwissenschaft in eine vergleichend-historische und eine philosophische Richtung; er betrachtet mithin die Sprachphilosophie als Unterabteilung der Sprachwissenschaft.

3) Karl Steinhart: Einleitung zu Platon's Cratylus, übersetzt von Hieronymus Müller. Leipzig. 1851. p. 531.

4) Steinthal: zur Sprachphilosophie, kl. Schrift. p. 69.

5) Steinthal: Abriss der Sprachwissenschaft p. 29.
cf. Whitney: die Sprachwissenschaft. Für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von J. Jolly. München. 1874. p. 7 ff.

6) W. v. Humboldt: über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues; herausgegeben v. Pott II. p. 52.

7) cfr. Deuschle: Platonische Sprachphilosophie. Marburg. 1852.

die Grammatik als empirische Wissenschaft befasst sich nur mit der Natur der Erscheinungen, die Sprachphilosophie dagegen forscht nach den Gründen dieser Erscheinungen.[1])

Es ist nun ein zu den verschiedensten Zeiten in der Geschichte des menschlischen Denkens immer wieder beobachtetes Factum, dass einem neuen Aufschwung der Philosophie ein lebhaftes und allgemein verbreitetes Interesse an Erörterungen über die Entstehung der Sprache und über das Wesen und die Bedeutung ihrer Formen und Gesetze voranging, sagt Steinhart (a. a. O. p. 531.) Somit kann man die Sprachphilosophie in ihren ersten Anfängen stets als Vorbotin einer tieferen philosophischen Forschung ansehen. Diese Erscheinung können wir nicht nur in der Geschichte der Philosophie der modernen Culturvölker, sondern ebenso in der Geschichte der Philosophie der Alten verfolgen.[2]) Ebenso wie mit Herders Preisschrift „Abhandlung über den Ursprung der Sprache", welche im Jahre 1770 erschien, so veraltet sie uns heute auch in ihren mehr genialen als philosophisch und sprachwissenschaftlich richtigen Gedanken erscheinen mag, der Beginn eines Aufblühens der deutschen Philosophie sich bemerkbar macht, die dann in Kant ihren berufensten Vertreter fand, — ebenso war es in Griechenland zur Zeit Platos und weit vor ihm zu der Zeit der Naturphilosophen, der Pythagoreer, der Eleaten, der Atomisten und der Sophisten. Alle beschäftigten sich kurz vor der Blütezeit ihrer Schule in dem eifrigsten Ringen nach tieferer Selbsterkenntnis mit der menschlichen Sprache, dem Organ, durch das der denkende Geist sich selbst und anderen sich offenbart. Es ist eben kein Spiel des Zufalls, sagt Steinhart, sondern innere Notwendigkeit, dass der menschliche Geist sich dem Schwierigsten zuwendet und dem Verborgensten, und das ist der Ursprung und die Entstehung der Sprache. Die Sprache gehört eben in gleicher Weise der sinnlichen wie der geistigen Seite des Menschen an, und somit ist die Sprachphilosophie stets ein integrirender Teil der gesammten Geistesphilosophie.

Sprachphilosophie Platos im Verhältnis zu seiner gesammten philosophischen Thätigkeit.

Wie aber bereits oben bemerkt, ist die Sprachphilosophie besonders bei den Philosophen des Altertumes durchaus nicht Selbstzweck, und so ist sie auch bei Plato nicht anders als ein gelegentlicher Ausbau seines ganzen philosophischen Prachtbaues zu betrachten, dessen eigentümlicher Baustyl, wie wir sehen werden, aus der ganzen originellen Denkart des grossen philosophischen Baumeisters bedingt ist, beschränkt durch die metaphysische Weltanschauung seiner Zeit. Unter allem aber, was Plato auf diesem Gebiete geschaffen hat, ist das Hervorragendste sein Dialog „*Κράτυλος*", der viel bewundert, aber nicht minder verschiedenartig von den Männern der Wissenschaft beurteilt und ausgelegt, wie ein Wunderwerk prophetischer Genialität am Anfange aller europäischen Sprachbetrachtung steht, ein dauerndes Merkmal der Entwickelung philosophischer Speculation. Er entstand vor nunmehr fast dreiundzwanzig Jahrhunderten um die Zeit,

---

[1]) Kaufmann-Hartenstein: a. a. O. p. 73 weist darauf hin, dass schon bei den alten Indern früh die Erforschung der Sprache begonnen hat. Sie waren die Begründer der naturwissenschaftlichen Richtung in der Sprachphilosophie. cf. Lazar Geiger: der Ursprung der Sprache 1869. p. 182. f.

[2]) Gegen diese Ansicht Steinhart's wendet sich Deuschle (a. a. O. p. 52 f.) wohl mit Unrecht; denn nicht nur in der griechischen Philosophie, auf die er diese Erscheinung beschränken will, sondern auch in der deutschen Philosophie finden wir das Vorausgehen der Naturphilosophie vor der Geistesphilosophie. Man braucht die moderne Sprachphilosophie deshalb noch nicht von Herder abzuleiten oder diesen genialen Geist als Vorläufer für Kants Geistesphilosophie zu betrachten, um in seiner Sprachphilosophie die Vorbotin jener in das Innerste des menschlichen Geistes eindringenden philosophischen Forschnng zu erkennen, die später in Kants drei Kritiken ihren Höhepunkt erreichte.

wo in Indien die Sanskrit-Grammatik, das Hauptresultat der dort entwickelten Sprachwissenschaft, ihrer Vollendung nahe war.[1])

Thema des Dialogs „Kratylos".

Der Gegenstand der Untersuchung ist im Gespräche „Kratylos" nicht die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, die heutzutage eine Litteratur hervorgebracht hat, welche einem uferlosen Meere gleichend noch immer eines Columbus bedarf, um das unbekannte, aber so sehr ersehnte Land, Ursprung der Sprache genannt, zu entdecken, — sondern die Frage nach den Ursachen, auf denen die allgemeine Richtigkeit der Wörter d. h. ihr Zustand, allgemeinverständlich zu sein, beruht. Das Verhältnis der Sprache zur Erkenntnis, zum Wissen wird behandelt. Vorausgesetzt wird, dass das Wort ein treuer und entsprechender Ausdruck und Abdruck der Vorstellung oder des Begriffes sei, d. h. dass es seinen Zweck erfülle. Es wird in dem Gespräch nur die Frage erörtert, aus welchem Princip man die „ὀρθότης ὀνομάτων" zu erklären habe, woher es komme, dass dem Worte seine bestimmte Bedeutung mit allgemeiner Gültigkeit eigen sei. Beruht diese Eigentümlichkeit der wirklichen Sprache, von dem Hörer in demselben Sinne verstanden zu werden, in welchem der Sprechende sie gebraucht und verstanden wissen will, auf Naturnotwendigkeit (φύσις) oder Satzung (θέσις),[2]) einer unter den einzelnen Gliedern der ganzen menschlichen Gesellschaft getroffenen Vereinbarung (συνθήκη), das ist die Aufgabe, deren Lösung Plato in seinem Gespräche Kratylos versucht hat. Über den Wortbegriff, seinen Inhalt und Umfang, hat Plato in anderen Dialogen des Öfteren sich geäussert, so Parmen. 147 E; Prot. 349 B; Phileb. 29 E, 43 E. 226 C; Soph. 245 c. Einzig in seiner Art steht der Kratylos aber unter allen platonischen Werken da; er behandelt ein Thema, das damals gerade ein Lieblingsgegenstand des Gespräches unter allen Gebildeten war, die Frage nach der ὀρθότης ὀνομάτων.[3])

Erst dann aber sagt H. Steinthal, wenn wir sehen, wie tief eingreifend in die ganze Weltanschauung der Denker jener Zeit, und wie weit umfassend der Streit war, der sich an jene beiden Begriffe (φύσις und θέσις ist gemeint) knüpfte, begreifen wir den Zusammenhang des Kratylos mit allem, was die Geister damals bewegte; erst dann verstehen wir, welche Bedeutung die in diesem Dialoge aufgeworfene Frage für Platon selbst hatte wie für seine Zeitgenossen.[4])

Die Sprachphilosophie vor Plato.

Schon weit vor Plato[5]) beschäftigten sich die griechischen Philosophen mit der Sprache, ihrer Entstehung, ihrem Verhältnisse zu dem Begriffe und ihrer Allgemeinverständlichkeit. Uns sind zwar keine systematischen Erörterungen darüber aus der vorplatonischen Zeit erhalten; denn die älteste philosophische Speculation forschte weniger nach Ergründung der Gesetze des Geistes als nach den Principien der äusseren Welt und ihrer Erscheinungen, aber vereinzelte Bemerkungen über das Wesen der Sprache

---

1) Theod. Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philosophie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten. (der Geschichte der Wissenschaften in Deutschland 8. Band. München. 1869. p. 100. f)

2) Laur. Lersch: Die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an dem Streite über Analogie und Anomalie der Sprache. Bonn 1838; erklärt p. 4: ἡ φύσις, das Natürliche, frei und ohne Störung sich Entwickelnde, mithin regelmässige, und als Gegensatz ἡ θέσις, das planlose Setzen der Gewohnheit.

3) cf. Xenophon: Memorabil. III 14,2: λόγου ὄντος περὶ ὀνομάτων, ἐφ' οἵῳ ἔργῳ ἕκαστον εἴη etc. und Aristophanes: Wolken v. 638. (cf. dazu Lersch: a. a. O. p. 22 ff.)

4) H. Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. Berlin 1863 p. 39 ff.

5) Gellius: X,4: Quaeri enim solitum apud philosophos, φύσει τὰ ὀνόματα sint ἢ θέσει.

sind uns von Vertretern der ionischen, pythagoreischen und eleatischen Schule, jenen drei, so grundverschiedenen Vorläufern der Socratischen Philosophie, erhalten.[1])

Pythagoras. Schon Pythagoras, der Stifter der mathematisch speculativen Philosophie, schied in gewisser Weise das Wort vom Begriff; er lehrte, dass ein „ὀνομαθέτης" den Dingen ihrer Natur entsprechend Namen gegeben habe. Diesen „ὀνομαθέτης" nannte er den Die Eleaten. Weisesten aller Menschen. Die Eleaten gingen im Einklange mit ihrer Philosophie noch weiter und dehnten die Subiectivitaet der sprachphilosophischen Richtung nach dem Grundsatze ihrer Philosophie, welche von allem Stofflichen abstrahirend, alle Sinneswahrnehmungen nicht beachtend, das reine Sein allein als Princip aufstellte, die Einheit alles Seins und die Ausschliessung alles Werdens lehrte, noch mehr aus. Die Sprache betrachteten sie als reines Abbild der Erscheinungen. Mithin gehöre auch die Sprache zu dem Nichtseienden und beruhe auf reiner Willkür der menschlichen Anschauungen.

Heraclit. Ganz anders steht schon Heraclit, der „weinende" Philosoph von Ephesus, den sprachphilosophischen Fragen gegenüber. Er betrachtet die Sprache als natürlichen Ausfluss aller Dinge, dieser hafte wie der Schatten auf dem Körper des Menschen an den Gegenständen der Erscheinungs- und Jdeenwelt selber. Von Seiten des Menschen werde nichts hinzugethan, um das gesprochene Wort zum „bewussten" Spiegelbild des Dinges zu machen. Er ist nur der leitende Körper, auf den der Name vom Dinge aus einfliesst. Das Sprechen fasst er nur als Fortbildung des Einflusses der Dinge auf den Menschen selbst nach aussen hin auf. Er nennt „λόγος" den Gedanken nicht nur, sondern auch das diesem Gedanken entsprechende Wort zugleich[2]) und zwar nicht das einzelne Wort, sondern den ganzen Satz und die aus Sätzen zusammengefügte Rede und das dem Satze zu Grunde liegende Verstandesurteil.[3]) Nur bei Vereinigung von Subject und Prädicat in einem Worte kann dieses einzelne Wort „λόγος" genannt werden. — Heraclit hat also bereits die Erscheinung durch den allgemeinen Begriff und durch das diesen Begriff bezeichnende Wort scharf aufgefasst und festgehalten.[4])

Democritos. Democritos von Abdera, der „lachende" Philosoph, der Antipode Heraclits, nahm auch ein unaufhörliches Werden an, das aus der wirbelnden Kreisbewegung der verschiedenartigen Atome durch notwendige Vorherbestimmtheit (ἀνάγκη) sich erklärt. Sein ewiges Werden beruht nicht auf festen Gesetzen, sondern auf reinem Zufall. Er lehrte, dass auch bei der Sprachentstehung nur die τύχη mitgewirkt habe, die Willkür des Zufalls. Nicht auf natürlichem Wege, sondern nur durch Satzung und freie Übereinkunft der Menschen (θέσει) ist die Sprache entstanden; sie legte gewissen Dingen gewisse an sich selbst bedeutungslose Namen bei.[5])

---

1) cf. E. Alberti: die Sprachphilosophie vor Platon. Philologus. XI p. 685 ff.
Steinhart a. a. O. p. 535 ff.
Dr. Hans Kirchner: Die verschiedenen Auffassungen des platonischen Dialogs Kratylus. I. Die Sprachphilosophie vor Plato. Progr. Brieg. 1892. (Teil II soll Ostern d. J. ebd. erscheinen.)
H. Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logic. Berlin. 1863. (Erste Periode: Die Sprachwissenschaft bei den Philosophen; I. Plato und seine Vorgänger) p. 39 ff.

2) Schleiermacher: Bruchst. 47/48. cf. Deuschle: a. a. O. p. 55 f.

3) cf. Steinhart: a. a. O.

4) H. Kirchner. a. a. O. p. 13 ff.

5) Als hauptsächliche Vertreter der Ansicht, dass die Sprache auf freier Erfindung der Menschen ganz allein beruhe, sind nach Plato besonders Aristoteles und im achtzehnten Jahrhundert Harris zu nennen, der in seinem berühmten Buche „Hermes" am entschiedensten diesen einseitigen Standpunkt vertritt.

Die Sophisten

Auch die Sophisten, deren Einfluss auf die gesammte geistige Entwickelung Griechenlands zu unterschätzen man nur zu leicht geneigt ist, beschäftigten sich selbstverständlich mit sprachphilosophischen Fragen. Sie bekämpften naturgemäss in ihrer Sucht, alle bestehenden Vorstellungen zu zerstören, mit allen Mitteln der Dialectik die damals bestehenden Anschauungen auf sprachphilosophischem Gebiete. Ihre Grundsätze schlossen jede allgemeine Grundanschauung aus, ihr Princip war empirische Subiectivitaet, Individualität. Sie lehrten, dass das Wort den Begriff nur andeute, ihn aber durchaus nicht erschöpfe, ein noch heute unbestritten feststehender Fundamentalsatz. Wir verdanken somit ihnen einen ganz bedeutenden Fortschritt in der Sprachphilosophie. In der Sprache sahen sie nur ein Mittel oder Werkzeug der Menschen, auf ihre Mitmenschen einzuwirken.

Protagoras.

So betrachtete Protagoras von Abdera, der grösste Subiectivist unter den so subiectiven Sophisten, sich stützend auf die Lehre Heraclits von dem ewigen Werden in der gesammten Natur, auch die Sprache als ein Werk der Natur; sie sei eine durch die Natur des Menschen notwendig bedingte Thätigkeit, notwendig bedingt durch das dem Menschen eingepflanzte Streben, die äusseren Erscheinungen durch nachahmende Laute und Worte darzustellen.[1]) Da aber nach seiner Lehre das menschliche Erkennen nur auf Berührung der Seele mit sinnlichen Dingen beruhend durch den ewigen Wechsel des Seienden und die Subiectivität der Menschen unwahr und trügerisch ist, so ist auch die Sprache und ihre Richtigkeit nur durch Satzung und Übereinkunft (*νόμῳ*), nicht etwa *φύσει* zu erklären. — Auch Gorgias von Leontini schloss die allgemeine Erkenntnis aus.[2]) Die Hörer könnten niemals vollkommen einen zu ihnen Redenden verstehen. Das einzige Ziel des Denkens bestehe darin, das Wahrscheinliche in uns hervorzubringen. So gebe es überhaupt gar kein ideales Redevermögen; denn das würde den Subiectivismus der Menschheit vernichten und sie willenlos machen.

Gorgias.

Hippias von Elis drang zuerst tiefer in die etymologischen Studien ein.[3])

Hippias.

Prodicos von Ceos, der Moralist, war ein ganz bedeutender Sprachgelehrter und wohl der erste nennenswerte Synonymicer.[4]) Plato verspottet ihn im Cratylus des Öfteren, weil er sich in seiner Synonymic etwas zu sehr auf Spitzfindigkeiten einliess.

Prodicos

Die Ansicht von der göttlichen Überlieferung der Sprache.

Nun gab es in der vorplatonischen Sprachphilosophie und auch später zu und nach Platos Zeit noch eine dritte Richtung in der Erklärung der Sprachentstehung, die weniger wissenschaftlich als die bisher und später immer wieder in Gegensatz gebrachten beiden Richtungen der auf *φύσις* oder *θέσις* beruhenden Entstehung der menschlichen Sprache diese Sprache nicht als ein menschliches, sondern als ein göttliches Werk ansah. Von den Göttern oder Dämonen soll die Sprache den Menschen gegeben sein. Dass schon Plato diese Ansicht kannte, sehen wir aus zwei Stellen im Kratylos (p. 425 D. und p. 438 C.) wo er einmal den Socrates, das andere Mal den Kratylos darüber reden lässt.[5]) Diese Richtung in der Erklärung der Sprachentstehung wird allerdings nur,

1) cf. Deuschle: a. a. O. p. 56.

2) H. Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft. p. 111 ff.

3) cf. Plato: Hippias maior 185 D.

4) cf. Aristoteles: Topica II 6.

5) cf. Steinthal: der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Berlin 3. 1877. p. 2.

Plato: Kratyl. p. 425. D. Socrat. . . . . *εἰ μὴ ἄρα βούλει, ὥσπερ οἱ τραγῳδοποιοί, ἐπειδάντι ἀπορῶσιν, ἐπὶ τὰς μηχανὰς καταφεύγουσι θεοὺς αἴροντες, καὶ ἡμεῖς οὕτως εἰπόντες ἀπαλλαγῶμεν, ὅτι τὰ πρῶτα ὀνόματα οἱ θεοὶ ἔθεσαν καὶ διὰ ταῦτα ὀρθῶς ἔχει* und 438. C. Diodor: I cp. 16.

wie wir aus den beiden Stellen des Kratylos ersehen, von Plato als Zuflucht bei unerklärlichen Spracherscheinungen in Anregung gebracht. Später jedoch zur Zeit Rousseaus und seiner Nachfolger auf diesem Gebiete wurde diese Richtung allen Ernstes wieder aufgenommen und mit allen Mitteln der Dialectik, wie wir unten sehen werden, und der Gelehrsamkeit verteidigt.[1])

Voraussetzung aller drei Ansichten.

Alle drei Richtungen über die Entstehung der menschlichen Sprache stimmen aber darin überein, dass sie die Richtigkeit der Sprache d. h. die Sprache als unfehlbares Werkzeug zur Bezeichnung der Vorstellungen erklärten.[2]) Nur darüber gingen die Meinungen schon vor Plato weit auseinander, worauf die Gründe dieser Richtigkeit beruhten. Schon in den ersten socratischen Schulen war das Verhältnis der Worte zu den Begriffen eine sehr vielfach und eingehend behandelte Frage. Aber auch in der Beantwortung dieser Frage war von Anfang an eine grosse Verschiedenheit. Die eine Richtung, deren Vertreter Antisthenes von Athen, der Schüler des Gorgias und Stifter der cynischen Schule, war, liess den Begriff vollständig im Worte aufgehen und erhob dadurch das Wort über seinen Inhalt, den Begriff. Diesem leeren Formalismus, wie ihn Steinhart richtig benennt, trat nun Plato gegenüber. Seine sprachphilosophischen Ansichten beruhen bereits von Anfang an auf den Grundgesetzen der idealen Geistesphilosophie, die er von Socrates empfangen weiter und immer weiter ausgebaut hat. Da jedes Wort von einer ganz bestimmten, concreten Grundanschauung ausgeht, so kann es auch niemals einen Begriff ganz erschöpfen; es kann nur eine einzelne Seite am Begriffe wiedergeben und diesen daher nur unvollkommen und annähernd bezeichnen. Plato weist somit dem Begriffe und dem Worte in ihrem wechselseitigen Verhältnisse den jedem von ihnen gebührenden Platz an; den Begriff stellt er weit über das Wort. Somit muss auch jeder, der sich mit Sprachphilosophie beschäftigt, von den Begriffen und ihrer Bildung ausgehen, um dann sich an die Lösung der Frage zu wagen, inwieweit das Wort eine richtige Bezeichnung des Begriffes sei. Hiermit beschäftigt sich nun der platonische Dialog „*Κράτυλος*“ (*ἢ περὶ ὀρθότητος ὀνομάτων*), den Steinhart als die erste feste Grundlage einer wahren Sprachphilosophie bezeichnet.[3]) Plato sucht die Frage, wie die Sprache sich zu den Begriffen verhalte, und inwieweit sie ein treuer Ausdruck der Begriffe sei, in diesem Dialoge zu beantworten.

Verschiedenheit derselben. Antisthenes.

Plato.

Begriff und Wort.

Platos Kratylos.

Beim näheren Eingehen auf den Inhalt des platonischen Dialogs Kratylos liegt es uns nun ganz fern, da wir ja ganz andere Ziele mit der vorliegenden Abhandlung verfolgen, auf die schon so vielfach und von so berufener Seite erörterte Frage über die Echtheit

---

[1]) Kaufmann-Hartenstein: über die wichtigsten Resultate der Sprachwissenschaft. Solothurn. 1882. p. 74 meint zwar, dass diese Ansicht im Altertume keine Anhänger gefunden habe; wir glauben aber, dass dieses wohl der Fall gewesen sein muss, sonst hätte Plato nicht zweimal in so deutlicher Weise diesen Offenbarungsglauben verspottet; cf. dazu auch: Steinhart: a. a. O. p. 537 und Einleitung zum Eutyphron. a. a. O. p. 187 ff.

[2]) cf. Steinhart: a. a. O. p. 540 ff.

[3]) Deuschle: a. a. O. p. 63. tritt gegen diese Ansicht Steinharts, der auch viele andere Gelehrte beipflichteten, auf, indem er sagt, Steinhart rühme mit Unrecht die platonische Sprachphilosophie als wahre, wenn auch noch nicht vollständig entwickelte. Wohl anzuerkennen sei, dass bei Plato schon viele Grundfragen richtig beantwortet seien, das Wesentlichste jedoch fehle — eine wahre reale Sprachanschauung von der konkreten Genesis der Worte. Statt dessen würden nur Principien, ja sogar abstracte, metaphysische in sie hineingesetzt. — Inwieweit dieses Urteil oder das Steinharts begründet ist, werden wir später bei der genauere Besprechung des Kratylos sehen.

dieses Dialogs oder auf die verschiedenartigen Auffassungen seines Inhaltes näher einzugehen. Für unsere Zwecke ist es an und für sich ganz gleichgültig, ob Plato selbst oder einer seiner Schüler oder Freunde, die ebenfalls zu Füssen des Socrates den Lehren dieses ersten aller Philosophen gelauscht haben, der Verfasser dieses Gespräches gewesen ist. Es genügt uns die Thatsache, dass der Kratylos vermöge der Ideenlehre, auf die er ausgeht, der platonischen Philosophie so nahe steht, dass noch heutzutage die Mehrzahl der Gelehrten und Plato-Forscher ihn diesem und keinem anderen Philosophen zuschreibt. Ebensowenig können wir uns an dieser Stelle auf die so weit auseinandergehenden Auffassungen des Dialogs des Genaueren einlassen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die bedeutenderen Abhandlungen über den Inhalt dieses Dialogs und machen besonders hier namhaft: Litteratur.

Müller: de Platonis Cratylo; acta philolog. Monacens. tom. IV. fasc. 1. 1829.

Ern. Maur. Dittrich: prolegomena ad Cratylum Platonis. Lipsiae 1841.

Klander: de Platonis Cratylo. Bericht über den Lehrgang der Plöner Gelehrtenschule. Plön 1847. Particula prima.

Deuschle: die platonische Sprachphilosophie. Marburg 1852.

Platons sämmtliche Werke übersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Bd. 2. Leipzig. 1851.

H. Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. Berlin 1863 p. 76 — 110.

Benfey: über die Aufgabe des platonischen Dialogs Cratylus. Göttingen 1866 (vorgetragen in der Sitzung der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften vom 3. März 1866).

Herm. Schmidt: Platos Cratylus im Zusammenhange dargestellt. Halle 1869.

Hans Kirchner: die verschiedenen Auffassungen des platonischen Dialogs Kratylus. Gymnas. Progr. Brieg. 1892. Tl. 1.[1])

Die beiden Männer, die sich in dem uns vorliegenden Dialoge mit ihren Ansichten über die Gründe für die ὀρθότης ὀνομάτων gegenüberstehen, sind Hermogenes und Kratylos. Hermogenes, der Vertreter der Ansicht von der θέσις, auf der diese Richtigkeit der Worte beruhen soll, erscheint uns nach dem platonischen Dialoge als ein nicht gerade hervorragend philosophisch geschulter Mann, ja er ist der Denkfaulheit und Ungewandheit in Handhabung der philosophischen Sprache durchaus verdächtig. Jedenfalls stellt ihn Plato im Kratylos so hin, als ob er durchaus nicht fähig wäre, in selbstthätigem Vorwärtsschreiten die Saat der sokratischen Lehren zum Wachsen und Reifen zu fördern. Kratylos dagegen, der Vertreter der φύσις-Richtung in dem Dialoge, erscheint trotz seines einseitigen Standpunktes, auf dem er sich mit wunderbarer Zähigkeit und Consequenz behauptet, als ein philosophisch vorzüglich gebildeter, schon längst mit sich fertiger Mann, als ein feiner Kopf. Er war vor Socrates noch der Lehrer Platos;[2]) er war ein Vertreter der Lehre der Orphicer und Pythagoreer und besonders ein Anhänger Heraclits. Seine Sprachphilosophie ist mehr etymologisirender Natur, und durch die Etymologie sucht er sich einen Weg zu seiner Methode der Erkenntnis zu bahnen. Nicht gegen den unbedeutenden Hermogenes, sondern gegen den ungleich be- Personen des Dialogs Hermogene. Kratylos.

[1]) Teil II, welcher eine objective Inhaltsangabe des Dialogs enthalten soll, ist als wissenschaftliche Beilage des Gymnasialprogramms von Brieg bereits für Ostern d. Js. angezeigt, aber uns leider bis zum Druck unserer Abhandlung nicht zugänglich gewesen.

[2]) G. F Schömann: die Lehre von den Redeteilen nach den Alten. Berlin 1862, kritisirt von H. Steinthal: Ztschrift für österreichische Gymnasien 1863. (kl. Schrift I. p. 360.)

deutenderen Kratylos, dessen Namen ja auch der Dialog trägt, wendet sich Plato. Er sucht nachzuweisen, dass alles, was der Etymologie gemäss die Namen der Dinge über das Wesen derselben aussagen, unmöglich Wahrheit sein könne, um diese finden zu können, müsse man sich an die Ideen ganz allein halten.[1])

Teile des Dialogs.

Der Dialog Kratylos zerfällt in drei Hauptteile, von denen in dem ersten (p. 383 A. — 390 E.) die Ansicht des Hermogenes, dass auf reiner *θέσις* die *ὀρθότης ὀνομάτων* beruhe, durch Socrates widerlegt wird.

In dem zweiten Teil (391 A. — 427 D.) lässt Plato den Socrates auseinandersetzen, welcher Art die natürliche Richtigkeit der Worte sein müsse, da man eine Bedingtheit derselben durch die Natur der durch sie bezeichneten Dinge annehmen müsse.

Der dritte Teil (427 E. — 440 C.) bringt nun die eigene Ansicht des Socrates oder vielmehr des Plato über die *ὀρθότης ὀνομάτων*. Trotz dieser Bedingheit der Worte durch die Natur der durch sie bezeichneten Dinge entspricht die wirkliche Sprache nicht den Forderungen, welche sie, um richtig zu sein, erfüllen müsste. Neben dem natürlichen Element sei noch ein willkürliches, nur durch Verabredung verständliches Element in der Namengebung d. h. also der Sprachbildung nicht zu leugnen.

Inhalt des Dialogs.

Des Genaueren ist der Inhalt des Dialogs nach Th. Benfey etwa folgender:

I. (p. 383 A. — 390 E.) Socrates soll zwischen Hermogenes und Kratylos entscheiden, die über die Gründe der „*ὀρθότης ὀνομάτων*“ sich nicht einigen können.

Ansicht des Kratylos.

Kratylos behauptet, wie Hermogenes dem Socrates vorträgt, dass die richtige Benennung für jede Sache von Natur entstanden sei. Nicht das sei eine Benennung, womit einige etwas nach vorheriger Übereinkunft lautlich bezeichnen, sondern es gebe eine gewisse Richtigkeit der Benennungen, welche bei allen Sprachen dieselbe sei, und eben *φύσει* vorhanden sei. Danach trennt dann Kratylos den Sprachschatz einer jeden Sprache in zwei Gruppen von Lautcomplexen, von denen die erste Gruppe eine von Natur entstandene natürliche Richtigkeit habe, eine Richtigkeit, die allen Sprachen gemeinsam sei (*ὀνόματα*), die zweite Gruppe diese natürliche Richtigkeit nicht habe, sondern durch Übereinkunft zum lautlichen Ausdruck mancher Dinge diene. Dieses Princip der natürlichen Richtigkeit dehnt Kratylos sogar auf die Eigennamen aus. Dann behauptet er weiter, dass wer die Benennungen kenne, auch die dadurch bezeichneten Dinge kenne.[2]) Daher seien die *ὀνόματα* das einzige und beste Mittel der Belehrung. Somit macht Kratylos, um seine Ansicht kurz zusammenzufassen, die Benennungen nur zu „tönenden Abbildern“ der Dinge, wie Benfey (a. a. O. p. 229) sagt; er räumt den Dingen einen übermächtigen Einfluss auf die Benennungen ein, einen Einfluss, wie er von vielen Sprachphilosophen der Gegenwart besonders, wie wir unten sehen werden, noch heute angenommen wird.

Ansicht des Hermogenes.

Auf die Bitte des Hermogenes sagt nun Socrates eine gemeinsame Erklärung zu. Nun entwickelt aber zunächst Hermogenes seine Ansicht über die Gründe, auf denen die „*ὀρθότης ὀνομάτων*“ beruhen solle. Alles beruhe auf *ξυνθήκη* und *ὁμολογία* (Vertrag und Übereinstimmung). Nichts von allem habe einen Namen von Natur, sondern nur durch die Anordnung und Gewohnheit derer, die ihn verändert haben und gebrauchen. So sind nach des Hermogenes Ansicht alle Benennungen nur rein zufällig[3])

---

[1]) cf. Steinhart: a. a. O. p. 553 ff. und Th. Benfey: über die Aufgabe des Platonischen Dialogs Kratylos p. 223 ff., dessen Darstellung im Folgenden besonders benutzt ist.

[2]) cf. Kratylos: 435 D. . . *ὃς ἂν τὰ ὀνόματα ἐπίστηται, ἐπίστασθαι καὶ τὰ πράγματα.*

[3]) Erst in späterer Zeit brauchte man *θέσις* in der Bedeutung: willkürliche, zufällige Beilegung;

Nachdem Socrates die Ansichten beider angehört hat, wendet er sich zunächst gegen die des Hermogenes (385 A — 390 E). Er beweist, dass bei reiner Willkür eine Richtigkeit der Wörter unmöglich sei, dass vielmehr eine Bedingheit durch die Natur der durch sie bezeichneten Dinge anzunehmen sei. Bei allen Völkern sei das Princip der Richtigkeit dasselbe, jedes Volk habe aber trotzdem seine besondere nach diesem Princip gebildete Sprache. Von der Einsicht des Gesetzgebers allein hänge die mehr oder minder grosse Richtigkeit der Sprache ab. Um diese Richtigkeit möglichst vollkommen zu gestalten, bedürfe er daher der Hülfe eines Dialecticers, der es am besten verstünde, es so einzurichten, dass Idee und Wort sich decken.[1]) Socrates gegen Hermogenes.

II. (p. 391 A — 427 D.) Hermogenes ist zwar nicht im stande, Socrates daraufhin etwas zu erwidern, ist aber doch noch nicht genügend überzeugt und wünscht daher eine genauere Untersuchung, welcher Art die natürliche Richtigkeit der Benennungen sein muss. Socrates zeigt nun in der ersten Abteilung dieses Abschnittes gewissermassen als Einleitung zum folgenden: Socrates' Ansicht.

a) (— 397 A) wo und wie man sich wohl über die Richtigkeit der Benennungen unterrichten könne. Dieser ganze Teil ist durchweg scherzhaft gemeint, das zeigt schon der ironische Schluss (396 D. ff.).

In der zweiten Abteilung dieses Abschnittes

b) (— 427 D) untersucht nun Socrates in systematischer Weise, ob die Benennungen selbst als Elemente der wirklichen Sprache uns davon Zeugnis ablegen, dass sie keineswegs rein willkürlich jedem Gegenstande beigelegt sind, sondern eine gewisse natürliche Richtigkeit haben müssen. Er behandelt zunächst die ableitbaren Wörter (— 421 C) und dann die unableitbaren Wörter (— 427 D). Diese natürlich bedingte Richtigkeit der Wörter bestehe darin, dass die Benennungen vermittels ihres etymologischen Wertes d. h. vermittels des Elementes, von welchem sie abgeleitet, oder vermittels derer, durch deren Verbindung sie gebildet sind, das Wesen der Dinge bezeichnen oder beschreiben, deren lautlicher Ausdruck sie sind. Wenn eine Sprache richtig sein will, dann müssen die Wörter durch ihren etymologischen Wert ihren begrifflichen kund geben.[2])

---

im *Κράτυλος* ist der Ausdruck *θέσις* nach Benfey (a. a. O) als Beilegung im etymologischen Sinne zu verstehen. Also auch bei der naturbedingten Bildung der Wörter kann man von *θέσις* in dem Sinne reden, dass der Wortbildner die Wörter der Natur der Dinge entsprechend gebildet und diesen beigelegt hat, also eine *θέσις* vollzogen hat. Hermogenes spricht nur von rein individueller, unbeschränkter Willkür. cf. Krat. 385 A, 385 D, 433 E; 434 A *τῷ ἐπιτυχόντι*, 397 A *ἀπὸ τοῦ αὐτομάτου*. — Über „*φύσις*“ und „*θέσις*“ und die Grenzen in der Auffassung dieser platonischen Begriffe spricht wohl am besten Deuschle: a. a. O. p. 55 ff.

[1]) cf. Sophist p. 253 E.

[2]) Ob nun die in diesem Abschnitte des Dialoges in grosser Zahl angeführten Etymologieen ernsthaft oder scherzhaft, oder nach beiden Seiten hin aufzufassen sind, — ein Punkt, über den die Gelehrten noch immer mit einander nicht einig sind — lassen wir hier und auch später ganz unerörtert, da die Beantwortung dieser Frage für unsere Zwecke ganz belanglos ist. Wir wollen diese Etymologieen einfach nur als Beispiele auffassen, die dazu dienen sollen, klar zu machen, worin die natürliche Richtigkeit der Worte bestehe. — Wissenschaftlichen Wert können diese Etymologieen überhaupt nicht haben, da sie einer Zeit angehören, in der die Etymologie nur Dienerin der Philosophie war ohne jede Ahnung einer Sprachwissenschaft, die allein doch als festes Fundament der Etymologie gelten kann. Noch Voltaire spottete über die Etymologie, er nannte sie eine Wissenschaft, in der auf die Vokale garnichts und auf die Consonanten sehr wenig ankomme. Und Lobeck erklärt in der Vorrede zur Pathologie p. VII die Etymologie als ein notwendiges, unvermeidliches Übel: „de his enim quaestiunculis valet quod de mulieribus dixit poeta comicus, neque cum iis satis commode, neque sine iis ullo modo vivi posse“. (cf. Georg Curtius: ausgewählte Reden und Vorträge; kleine

Socrates fasst also die Bildung der Wörter bis hierher im Gegensatz zu der Ansicht des Hermogenes so auf, dass sie durch die Natur des durch sie Bezeichneten bedingt sein müsse.

Socrates gegen Kratylos.

III. (427 E. — 440 C.) Nun wendet sich Socrates gegen Kratylos und weist diesem nach, dass die wirkliche Sprache die für eine natürliche Richtigkeit notwendigen Erfordernisse nicht habe. Zugleich deutet er an, dass dieses nur bei einer Sprache möglich wäre, die auf der Basis der Ideenlehre sich aufbaue. Dass aber die wirkliche Sprache nicht die Bedingungen erfülle, die sie, um richtig zu sein, erfüllen müsse, beweist Socrates mit folgenden Gründen:

1. (428 E — 435 D) Die wirkliche Sprache enthält formal unrichtige Wörter, sie ist also höchst wahrscheinlich nicht richtig gebildet, d. h. sie entspricht nicht den für die natürliche Richtigkeit der Wörter gestellten Forderungen. Die formal unrichtige Bildung von Wörtern ist herzuleiten von der verschiedenartigen Begabung der Gesetzgeber.
2. (435 D — 437 E.) Die wirkliche Sprache erfüllt die Aufgabe einer richtigen Sprache nicht, da sie auch materiell unrichtige Wörter enthält, das sind solche Wörter, die auf unrichtiger Auffassung der Dinge beruhen.
3. (437 E — 438 D.) Der Namengeber[1]) musste nach der Ansicht des Kratylos die Dinge kennen als er ihnen ihre Benennungen gab, und doch besass er kein Mittel, sie kennen zu lernen.[2])
4. (438 D — 439 B.) Man kann also die Dinge auch auf andere Weise als durch die Namen erkennen, nämlich durch einander, wenn sie irgendwie verwandt sind, und durch sich selbst. Die wahre Quelle der Erkenntniss ruht also in den Benennungen derselben. Diese Erkenntnis aber gewinnt man allein durch die Ideenlehre. Somit ist auch einzig und allein durch diese Ideenlehre die Möglichkeit einer richtigen Sprache gegeben.[3])
5. (439 B — E.) Hieraus ergiebt sich, dass die wirkliche Sprache, so wie Kratylos sie auffasst, garnicht im stande ist, etwas richtig zu benennen. Der Beweis hierfür beruht auf dem von Kratylus angenommenen heraclitischen Principe von der steten Veränderlichkeit aller Dinge (*πάντα ῥεῖ*). Da sich aber die Ideenlehre auf die Lehre vom ewigen Sein stützt, da sie infolge dessen die Dinge, die

---

Schriften I: Philologie und Sprachwissenschaft. Leipzig 1862 p. 10.) — Ernsthaft kann man die Wissenschaft der Etymologie doch erst nehmen, seitdem sie sich die Resultate der vergleichenden Grammatik dienstbar gemacht hat; erst diese hat es ermöglicht, feste Gesetze des Überganges aufzustellen und hat die Etymologie zur selbständigen Wissenschaft gemacht. — Am besten scheint uns über die Etymologieen in unserm platonischen Gespräche Lersch zu urteilen, welcher (die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der Geschichte ihrer Etymologie. Bonn. 1841. p. 30 f.) sagt, dass der Wert dieser Etymologieen sich durch die ironische Selbstverspottung, auf die das Ganze angelegt sei, vernichte; aber Plato sei wohl auch kaum im stande gewesen, bessere mit bestem Willen an die Stelle zu setzen, er schrak vor der Schwierigkeit der Ausführung einer solchen Aufgabe zurück. cf. Noiré: a. a. O. p. 18. und Laz. Geiger: der Ursprung der Sprache 1869. p. 256 ff.

[1]) Über den *νομοθέτης* im modernen Sinne cf. Whitney: a. a. O. p. 56 ff. (bes. p. 58: Bereicherungen der Sprache.) Über den Onomatotheten cf. auch vorher Pythagoras und dazu Lersch: a. a. O p. 25 ff. Deuschle: die platonische Sprachphilosophie p. 44 ff (p. 438 C.)

[2]) An dieser Stelle nimmt Kratylos, von Socrates in die Enge getrieben, dazu seine Zuflucht (s. ob.!), ein höheres Vermögen als das menschliche anzunehmen, welches den Gegenständen die ursprünglichen Benennungen beilegte, so dass diese dann notwendig richtig sein müssen.

[3]) Dieser Schluss ist im Kratylos von Socrates nur angedeutet, aber nicht thatsächlich gezogen.

ihr gewissermassen stille halten, richtig benennen kann, indem sie in deren Benennung das ausdrückt, was sie wirklich sind, und wie sie wirklich beschaffen sind, ist diese wohl dazu befähigt, wozu die Lehre Heraclits unfähig ist.

6. (439 E — 440 A.) Das von Kratylos angenommene Princip verstattet nicht einmal, dass irgend etwas von jemand richtig erkannt werde; das verhindere der ewige Wechsel alles Seins in der Lehre Heraclits. Für richtige Wörter, somit auch für eine richtige Sprache muss man aber richtige Erkenntnis voraussetzen. Somit ist eine Richtigkeit der Sprache in dem Sinne des Kratylos unmöglich, wohl aber ist diese möglich durch die Ideenlehre, die sich ja auf die Ontologie stütze.
7. (440 A. B.) Nach dem Princip des Heraclit ist also Erkenntnis überhaupt unmöglich und damit auch die Voraussetzung der Sprache. Die Ideenlehre aber verschafft eine unwandelbare Erkenntnis, sie allein ist also die Voraussetzung für eine richtige Sprache.

Socrates sagt sich damit vollständig von der heraclitischen Auffassung des Kratylos in dieser Frage los; Kratylos aber hält in seiner Zähigkeit trotzdem an seiner Meinung fest.

Teilung der Sprache nach Plato.

Die ganze menschliche Sprache zerfällt also nach Platos Lehre in zwei Klassen, in deren einer das Princip der *φύσις*, in deren anderer das der *θέσις* waltet, wenn man nämlich, wie es viele Erklärer des Kratylos thun, die beiden sprachbegründenden Principien neben einander gelten lässt. Fasst man aber, wie es auch vielfach geschehen ist, diese beiden Principien als in einander nur wirkend auf, dann muss man bis auf das einzelne Wort zurückgehen und sehen, in wie weit in einem jeden Worte jedes der beiden Principien gewirkt hat.[1]) Alles den Dingen aehnlich Nachgebildete ist dabei der *φύσις*, die Mischung von Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der *θέσις* zuzuschreiben. Das spricht auch Socrates ganz klar aus (Krat. p. 435 A — C).

Platos Lehre über die *ὀρθότης ὀνομάτων*.

Solche Wörter, die nicht in einer naturgemässen Aehnlichkeit ihre Begründung haben, lässt Plato dort den Socrates sagen, gehören dem Gebiete der Übereinkunft, der Gewohnheit an. Wir sind gewohnt, bei jenen uns das vorzustellen, was der Sprechende damit ausdrücken will.[2]) Keineswegs beruht die „*ὀρθότης ὀνομάτων*“ auf reiner Willkür, denn durch sie würden alle Spracherscheinungen so gleichgültig und zufällig geworden sein, dass sie nur zu einer empirischen Feststellung derselben hätte veranlassen können. Aber auch nicht allein auf Naturnotwendigkeit kann man diese „*ὀρθότης ὀνομάτων*“ zurückführen. Diese verlegt, wie Lersch sagt, den Schwerpunkt der Sprachentstehung in die Wirkung der Aussenwelt auf das Empfindungsleben des Menschen, so dass dann jedes Wort mit Notwendigkeit jedem Dinge zukommen muss. Infolgedessen wäre dann das Sprechen nichts anderes als ein Fortleiten des Einflusses der Dinge nach aussen. Das Princip der *φύσις* würde dann in ihrer Consequenz zur Einheit der Sprache, das der *θέσις* zur Grammatik führen. Dem Begriffe folgt das Wort, nicht der Begriff dem Worte. Somit kann man die Sprache weder als ein Erzeugnis der Naturnotwendigkeit, noch des blind wirkenden Zufalls betrachten. Nur dem Zusammenwirken des selbstthätigen Gedankens mit der natürlichen Empfindung kann sie ihre Entstehung verdanken; nicht das natürliche Sein, sondern den Begriff der durch sie bezeichneten Gegenstände drückt

nicht reine *θέσις*.

nicht reine *φύσις*.

Begriff und Wort.

[1]) cf. darüber Deuschle: a. a. O. p. 69 f.

[2]) Lersch: die Sprachphilosophie der Alten, dargestellt an der Geschichte ihrer Etymologie. Bonn 1841. p. 29 ff.

sie aus. Steinhart nennt daher die Sprache nicht ein Abbild, sondern ein Symbol der Erscheinungswelt[1]), oft allerdings verdunkelt durch das Überwiegen der Phantasie vor dem Verstande in ihrer Entstehungs- und ersten Entwicklungszeit.

Princip der ὀρθότης ὀνομάτων.

Das Princip der Richtigkeit der Wörter in dem Sinne der Allgemeinverständlichkeit derselben besteht aber aus drei Faktoren nach der platonischen Lehre und zwar:

1. aus der natürlichen, aber auf feste Grundsätze zurückzuführenden Übereinstimmung der Wörter mit den durch sie bezeichneten Dingen;
2. aus der instinctmässigen Übereinkunft der Menschen über die Bedeutung der Wörter;
3. aus den, den Dingen zu Grunde liegenden, im menschlichen Geiste ihren Wiederklang findenden und in die Wörter niedergelegten allgemeinen Ideen.[2])

zunächst ein natürliches Verhältnis der Wörter zu den Dingen.

Zunächst also beruht die Richtigkeit der Wörter auf einem natürlichen Verhältnis derselben zu den Dingen, die sie bezeichnen. Dieses naturgemässe Verhältnis muss man aber wie Deuschle zeigt[3]), nach zwei Seiten hin auffassen:

1. obiectiv insofern, als in seiner natürlichen Bedeutung die Gattung auch das Massgebende für die Benennung des Einzelnen bildet; es ist aber, wo das Gebiet der natürlichen Gattung aufhört, als Subsumtion des Einzelnen unter den allgemeinen Begriff logisch zu nehmen;
2. subiectiv, als vom benennenden Subiecte aufgefasste φύσις der Dinge, nicht als die allein wahre, reale Anschauung, nicht auf ἐπιστήμη, sondern auf δόξα (Vorstellung) beruhend.

Als Resultat für das Princip der φύσις würde sich dann ergeben, dass auch die ὀρθότης ὀνομάτων nur eine subiective wäre. Der Einzelne hätte sich dann das Recht nehmen können, je nach der ihm wahr scheinenden Beschaffenheit der Dinge zu benennen. Die subiective Vorstellung wäre dann mit der Erkenntnis, γνῶσις, identisch in allen Fällen, wo sie richtig ist. Je öfter nun aber die Vorstellung eine falsche ist, desto mehr würde sich dann die wirkliche Sprache von der idealen Sprache, die allein auf der γνῶσις beruhen kann, entfernen. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes aber, deren Bewustsein durch die mannigfachsten Lautumwandlungen im Laufe der Sprachgeschichte oft gänzlich geschwunden ist, wird geschützt durch die συνθήκη, ein Übereinkommen, das zwar nicht fern der θέσις dennoch frei ist von aller Willkür. Diese συνθήκη muss für die Allgemeinverständlichkeit der Sprache überall da helfend eingreifen, wo der μίμησις ein konkreter Inhalt gegeben werden soll. Denn die Nachahmung in der Sprache unterscheidet sich sehr wohl von der in der Musik und Malerei; das blosse Nachahmen accidenteller Eigenschaften wie in den Künsten reicht bei der Sprache nicht aus. Sie dient dem Gedanken und kann daher nur auf einem substantiellen, den Dingen inhärirenden Grunde ruhen, wie Deuschle sagt. Das Wort soll also nach Plato vor allem eine Nachahmung der specifischen Wesenheit des Dinges sein in Buchstaben und Silben; es soll seiner Bestimmung zur Mitteilung nach nicht viel mehr sein als ein Zeichen für ein Ding. Dass die Sprache nun diesen Anforderungen möglichst genüge, dafür hat der Namengeber zu sorgen, der νομοθέτης, den schon Pythagoras (s. oben!) den Weisesten aller Menschen nannte. Er muss es verstehen,

δόξα und γνῶσις.

συνθήκη.

μίμησις.

νομοθέτης.

[1]) Steinhart: a. a. O. p. 569.

[2]) Herm. Schmidt: Platos Cratylus im Zusammenhange dargestellt. Halle 1869. p. 74.

[3]) Deuschle: a. a. O. p. 64 ff.

die jedem Dinge seiner Natur nach zukommende Benennung zu geben. Somit ist also die Richtigkeit der ganzen Sprache, wie wir sie haben, von der mehr oder minder grossen Begabung des *νομοθέτης* bedingt. Und diese Verschiedenheit in der Einsicht der Namengeber ist der Grund dafür, dass die wirkliche Sprache trotz der theoretisch richtigen Bildung den für die natürliche Richtigkeit der Wörter gestellten Forderungen nicht entspricht, dass sie formal unrichtige Wörter enthält. Nur wer die durch die Ideenlehre das Wesen der Dinge zu erkennen vermöge, könnte wohl im stande sein, nach den im Allgemeinen vorher angedeuteten Principien das Ideal einer Sprache zu schaffen.[1])

Das Wort nur ein Lautzeichen.

Das Wort ist also nichts weiter als ein Lautzeichen, ein *σημεῖον τῆς φωνῆς*, das weniger an sich selbst, d. h. *φύσει*, als durch gemeinsame subjective Thätigkeit, durch Denken und Mitteilung und Verstehen, d. h. *ἔθει* und *ὁμολογίᾳ*, seinen ihm zukommenden, allgemein verständlichen Sinn hat.[2]) Die Wörter sind durchaus keine objectiven Wesen, sondern sie sind nur Zeichen für die Ideen und für die Dinge vermittels des Denkens, der *διάνοια*; ihre Wesenheit beschränkt sich nur auf das Individuum, das sich ihrer bedient. In der ganzen Sprache spiegelt sich der Character der subjectiven Auffassung, nicht der objectiven Realität wieder. Der Mensch, der selbst in steter Unruhe, in rastloser Bewegung ist, dessen Vorstellungen in unaufhörlichem Wechsel sind, überträgt diese ihm eigentümliche subjective Erscheinung auf das Object seiner Vorstellungen, auf die Dinge; er macht die Erscheinung der Dinge zu ihrem Sein und übernimmt dann die den Dingen abgewonnene subjective Erscheinung in das Wort. So verweist Plato das Wort seinem Inhalte nach in das Reich des Subjectiven. Die Vorstellung, die *δόξα*, nicht das wahre Erkennen des Seins, die *ἐπιστήμη*, ist sein Untergrund.[3]) Die Sprache bleibt also nach Plato ein Erzeugnis der *φύσις*, aber das einer idealen *φύσις*, insofern die *φύσις* der Dinge in den Worten dargestellt werden soll; aber es darf nicht die reale, objective *φύσις* sein, sondern nur die accidentelle und wahrgenommene, die durch das Medium der subjectiven Vorstellung hindurchgegangen ist.

Die wirkliche Sprache nur Notsprache.

Im allgemeinen können wir aus dem Dialoge Kratylos die eigentliche Meinung des Verfassers wohl heraus lesen, wenn er auch gelegentlich die menschliche Sprache, wie wir sie besiten, nur als Notsprache bezeichnet und sie als solche einer eingehenden philosophischen Betrachtung nicht für würdig findet; im allgemeinen, sagen wir, können wir Platos eigentliche Meinung herauslesen, allerdings müssen wir sie dann erst aus der dialektischen Hülle, die sie dicht umgiebt, herausschälen. Nach Benfey[4]) stellt sich folgendes als Platos eigentliche Ansicht über die Richtigkeit der Sprache, wie wir sie haben, heraus:

Richtig ist die wirkliche Sprache, insofern sie von dem Hörer in demselben Sinne verstanden wird, in dem der Sprechende sie verstanden wissen will. Diese

---

[1]) H. Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern. 1863. p. 143 f. sagt über den Nomotheten etwa folgendes: Die Dinge werden darum nach den Ideen benannt, weil sie nur insofern erkannt, auch blos wahrgenommen werden, als man sich bei ihrem Anblick mehr oder weniger dunkel der Ideen erinnert, sie auf letztere zurückführt. Sprechen heisst also nach Plato die Teilnahme der Dinge an den Ideen ausdrücken. Plato hat aber sicher nicht gemeint, dass die Namenschöpfer die Ideen gekannt hätten. Diese glaubten bloss Dinge zu benennen, während sie in Wahrheit die Dinge nach den dunkel oder bewusstlos erinnerten Ideen benannten.

[2]) H. Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. p. 147 f.

[3]) cf. Deuschle. a. a. O. p. 62.

[4]) Th. Benfey: über die Aufgabe etc. p. 321 ff.

Richtigkeit beruht darauf, dass die Wörter nicht nach Willkür gebildet werden, sondern im allgemeinen in einem natürlichen Verhältnisse zu den Gegenständen stehen, welche sie bezeichnen; dass sie also von diesen Gegenständen irgendwie bedingt werden. Dieses naturgemässe Verhältnis zwischen Wort und Begriff beruht aber nicht auf *γνῶσις* (richtiger Erkenntnis); denn diese würde, wie wir kurz vorher gezeigt haben, zu einer idealen Sprache führen, sondern auf *δόξα* (individueller Meinung, Vorstellung von der Erscheinungswelt). Diese *δόξα*, nach der die *νομοθέται* die Sprache bildeten, konnte unter ganz besonderen Umständen der *γνῶσις* nahe kommen, konnte sogar mit dieser identisch sein, sie konnte aber auch im Gegenteil ganz falsch sein. Der Namengeber bildete nach diesen Principien die Urwörter, und durch Ableitung und Zusammensetzung dieser entstand durch ihn die Sprache. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes wird geschützt durch *ξυνθήκη* (Übereinkommmen), gegen die sich niemand auflehnen darf. Das naturgemässe Verhältnis des Wortes zum Begriffe und zu den Dingen zwingt uns aber anzunehmen, dass in den Dingen etwas enthalten sein müsse, was „als wahrhaft untrüglich und gewiss ihr Wesenhaftes ausmacht“[1]), und dass dieses Wesenhafte der Dinge eben im stande sei, von der menschlichen Erkenntnis in sich aufgenommen zu werden. Daher eben schreibt es sich her, dass die Worte, wie Noiré sagt, sowol mit dem objectiven Gehalt der Erkenntnis als auch mit ihrem Abbild im Menschengeiste in einem notwendigen Zusammenhange stehen. Und hierin ist eben die platonische Lehre von der *ὀρθότης ὀνομάτων* zu suchen. Den Wörtern entsprechen im Geiste des Menschen Begriffe, und diese Begriffe sind nichts anderes als das „Wesentliche“ in den Dingen, deren Ideen. Die Dinge haben eben eine eigene, sich gleichbleibende Wesenheit, sie richten sich nicht nach dem Menschen und werden auch nicht durch ihn bestimmt, sondern sie sind selbstthätig in sich nach ihrer Wesenheit, so wie sie geartet sind.

---

[1]) Ludw. Noiré: Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877. p. 14 ff.

II. Die Sprachphilosophie der Neuzeit.

Wir müssen einen weiten Zeitraum überspringen, einen Zeitraum von fast zwei Jahrtausenden, um von Plato auf die Sprachphilosophen der Neuzeit zu kommen. In dieser langen Zwischenzeit hat, wenn wir von Aristoteles und seiner Schule absehen, kaum ein bedeutenderer Philosoph die von Plato angeregte und in jener Zeit so oft und heftig bestrittene Lehre von der ὀρθότης ὀνομάτων als Fundament benutzt, um darauf weiter zu bauen. Das ist der Neuzeit vorbehalten geblieben, die mit dem Wiederaufblühen der Künste und Wissenschaften in Italien, mit der Reformation in Deutschland sich mit jugendlichem Feuereifer wieder auf die classischen Studien warf und besonders die alten griechischen Philosophen mit Vorliebe zum Gegenstande ihres Studiums machte. Seit der Zeit Bacos von Verulam, des Begründers eines neuen empirischen Systems, bis auf unsere Tage hat es wohl keinen irgendwie bedeutenderen Philosophen gegeben, der nicht, wenn auch nur gelegentlich, sich mit der Lösung sprachphilosophischer Fragen beschäftigt hat. Schon das sechzehnte Jahrhundert nennt uns so manchen Namen, der, wenn auch noch nicht speciell auf sprachphilosophischem Gebiete, so doch auf dem nahverwandten der Sprachwissenschaft mit Achtung genannt wird. Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert sind reich an sprachphilosophischen Speculationen, aber erst unser Jahrhundert, das Jahrhundert des Dampfes und der Electricität, hat auf dem sprachphilosophischen Gebiete Leistungen aufzuweisen, die den Gesammtleistungen der Geistesphilosophie sich würdig zur Seite zu stellen vermögen. Das Object der Sprachphilosophie ist natürlich, wie es ja ihr Name noch heute besagt, nach wie vor dasselbe geblieben. Es ist ebenso wie vor Jahrtausenden zur Zeit Platos heutzutage die Sprache, die Idee der Sprache, mit der sich die Sprachphilosophie beschäftigt. Aber während Plato darnach forschte, worauf die Richtigkeit der Sprache, die ὀρθότης ὀνομάτων, beruhe, ob auf Naturnotwendigkeit oder auf Satzung und Übereinkommen die Allgemeinverständlichkeit der Worte zurückzuführen sei, ist es in der Neuzeit das Problem des Ursprungs der menschlichen Sprache, das wieder und immer wieder zu neuen sprachphilosophischen Ideen die bedeutendsten Philosophen und Sprachgelehrten anregt. Und seit der Begründung der sprachvergleichenden Wissenschaft ist die Literatur auf diesem Gebiete lawinenartig dermassen angemassen, dass der Vergleich mit einem uferlosen Meere, den wir vorher dafür anwandten, für sie wohl nicht ganz unangemessen erscheint. Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache, nach der Entstehung jenes ersten articulirten Lautes, der nicht nur ein mehr instinctiver, physiologischer Schrei,[1]) sondern ein bewusster, psychologisch begründeter Willensact gewesen

[1]) Noiré: Max Müller und die Sprachphilosophie. Mainz. 1879 sagt: p. 65: Nicht dass durch einen bestimmten Gegenstand der Aussenwelt ein bestimmter Laut oder Schrei aus dem Innern eines empfindenden und wahrnehmenden Wesens hervorgelockt wird, macht das Wesen der Sprache aus, sondern dass mit dem Laute etwas gesagt, dass damit etwas gedacht und von dem Gegenstande prädicirt wird. — Noiré wendet sich hiermit gegen Steinthals Reflexlaut-Theorie, auf die wir später zu sprechen kommen werden.

sein muss, jenes ersten Lautes, der uns in eine Zeit zurückversetzt, die sich historisch auch nur annähernd garnicht mit Zahlen vermuten lässt, ist und wird ja stets ein ungelöstes Räthsel bleiben, und ewig wird der Gegensatz im Streite um seine Lösung bei den Gelehrten aller Nationen sein und bleiben; aber was verdanken wir ihm nicht alles für schöne Geistesfrüchte, die während dieses nunmehr Jahrhunderte andauernden Wettstreites gereift sind! —

Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache aber, nach Entstehung jener letzten, menschlichem Munde vor Jahrtausenden entquollenen bestimmten Grundlaute ist ein auf empirischem Wege überhaupt nicht zu lösendes Problem, wie Jung sagt.[1]) Nur die Aufstellung einer Hypothese vermag hier menschlichem Wissenstriebe einigermassen zu genügen. Da nun aber, fährt Jung ungefähr fort, der Wert einer Hypothese darin besteht, dass sie auf sicheren Grundlagen, auf Thatsachen vermöge der Anologie aufgebaut sei, so handelt es sich daher, diese sichere Grundlage, diese Thatsachen zu finden. Und dieses ist die Aufgabe der Physiologie im Vereine mit der Psychologie; denn dieses sind die Wissenschaften, welche die Kräfte des menschlichen Organismus und die an demselben zu Tage tretenden Erscheinungen zum Gegenstande ihrer Erforschung machen. Der Vorgang des Sprechens, die Erzeugung von Lauten ist Sache der Physiologie, ihr Verhältnis zu der seelischen Thätigkeit Sache der Psychologie. So sehen wir die Sprachphilosophie hinübergreifen in andere Gebiete der Geistesphilosophie und beobachten, wie sie sich die gesammte Philosophie dienstbar macht, um die ihr eigentümlichen Erscheinungen zu erklären. Aber selbst mit Hülfe aller Disciplinen der Philosophie ist man, wie wir im folgenden sehen werden, in der Beantwortung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache über mehr oder minder geistvolle, mehr oder minder der vermutlichen Wahrheit sich nähernde Hypothesen nicht hinweggekommen. Und selbst wenn man annehmen wollte, dass der Geist eines einzigen Menschen alle oder die meisten Sprachen der bewohnten Erde und ihre Entwickelung in historischer Zeit überblicken könnte, es würde ihm jede Verbindung fehlen, die jene Jahrtausende, welche zwischen dem Urbeginn der Sprache und dem Beginn unserer historischer Forschung liegen, vermittelt. Es würde ein allzugrosses Glied in der Kette der Sprachentstehung fehlen. Ich fühle eine gewisse Scheu, sagt Benfey,[2]) mich einem Problem, dessen vollständige Lösung seiner ganzen Natur nach wohl in alle Ewigkeit eine Unmöglichkeit bleiben wird, zu sehr zu nähern. Auch hat jeder Versuch weiter vorzudringen, den Ursprung der Sprache sogar, wie er thatsächlich, historisch vor sich gegangen sei, schildern zu wollen, als ob man dabei gewesen wäre, fast immer zu wahrhaft lächerlichen Absurditäten geführt, und zwar keineswegs blos unbedeutender, sondern selbst solcher Männer, vor deren geistigen Anlagen man die höchste Achtung haben muss. Nicht genügend geprüfte Voraussetzungen, falsche, unberechtigte Folgerungen u. dergl. m. haben oft Phantastereien hervorgebracht, die sich ganz wunderbar in der ernsten Wissenschaft ausnehmen, deren Jünger zu sein alle diese Männer doch wahrhaft bestrebt gewesen sind.[3]) —

---

[1]) Ernst Jung: Gedanken über die menschliche Sprachaneignung. Eine sprachphilosophische Studie. Jena. 1868. p. 4 f.

[2]) Theodor Benfey: einige Worte über den Ursprung der Sprache. Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften der G. A. Universität zu Göttingen. 1878. No. 2. p. 64.

[3]) W. H. J. Bleck: über den Ursprung der Sprache, herausgegeben mit einem Vorwort von Dr. E. Haeckel. Weimar 1868 meint (p. 44) zwar, eine Lösung dieser Aufgabe sei deshalb nicht unmöglich,

Alle diese sprachphilosophischen Bestrebungen der Neuzeit gehen aber zurück auf jenes Meisterstück der griechischen Philosophie, das wir im vorigen Abschnitte ausführlich besprochen haben, auf den Kratylos Platos. In allen Werken der modernen Sprachphilosophie finden wir, sofern sie nicht eine göttliche Offenbarung der Sprache voraussetzen, jene beiden alten Principien der Erklärung der Richtigkeit aller menschlichen Sprache, das der φύσις und das der θέσις, im heftigsten Widerstreite, um den Ursprung der Sprache zu erklären, oder wenigstens um einem Urzustande der Sprache näher zu kommen. Immer wieder wird die alte Streitfrage von den Gelehrten erörtert, ist es Naturnotwendigkeit, ist es Satzung oder Übereinkunft, dass wir so reden, wie wir reden, und dass wir überhaupt reden. Und dabei kann man, wie Lazar Geiger so richtig sagt,[1]) fast auf alle über das Wesen und den Ursprung der Sprache seit dem Altertum erhobenen Fragen ebensowohl mit Ja als mit Nein antworten. Sind die Worte Produkte der Natur oder Willkür? Beides, und beides nicht. Kein Wort hat naturnotwendig seine bestimmte Bedeutung; insofern sind sie alle willkürlich; aber keines ist zu seiner Bedeutung durch menschliche Willensthätigkeit gekommen. Die Vorstellungen von Natur und Willkür haben sich uns unvermerkt unter der Hand verändert; sie sind uns nicht mehr, was sie den Griechen gewesen sind. Man kann, fährt Geiger fort, den ersten Laut der Sprache einen Naturlaut nennen, man kann ihn wie Epicur seine Urwörter auf eine „natürliche Regung" (s. ob.!) zurückführen; man muss jedoch ebensosehr dem Urteile des Aristoteles beipflichten, wenn er, offenbar unter kritisirender Anspielung auf Platos Ansicht, mit seiner gewohnten Kürze sagt: von Natur sei kein einziges Wort. Und so bewegen wir uns heutzutage noch bei der ewig wiederkehrenden und stets von neuen Gesichtspunkten aus betrachteten Frage nach dem Ursprunge der Sprache in eben demselben „Circulus vitiosus" wie von Anbeginn der Sprachforschung; die Frage nach dem Wesen und Ursprung der Sprache wird auch noch ferneren Geschlechtern wie uns heutzutage Räthsel und Problem sein und bleiben. —[2])

I. Die Sprachphilosophie bis auf Leibniz.

Das siebzehnte Jahrhundert.

Hobbes.

In der Mitte des siebzehnten Jahrhundertes ist es der berühmte Begründer der Rechtsphilosophie, Thomas Hobbes (1588—1679), der zuerst sich in seinen „elementa philosophiae" mit Sprachphilosophie etwas intensiver beschäftigt. Er erklärte die Sinneswahrnehmungen als Bewegungen in unserm Organismus, die wir durch das Gedächtnis festhalten und durch Worte ausdrücken; denn nur so sei Urteil und Denken zu erklären möglich. Die Sinneswahrnehmungen veranlassen also mechanische Veränderungen im Organismus des Empfindenden, die wir gedächtnismässig durch die

---

weil die Sprache nur ein Produkt jener lebenspendenden Kraft der Willensfähigkeit sei, die wir auch als das die andern Organismen durchdringende Princip anerkennen müssen, aber trotz dieser theoretischen Möglichkeit der Lösung der Frage nach dem Ursprung der Sprache sind wir der wirklichen Lösung ferner denn je, und so wird sie wohl auch allzeit ein Räthsel bleiben.

[1]) Lazar Geiger: der Ursprung der Sprache. Stuttgart. 1869 p. 174 ff.

[2]) M. Lazarus: das Leben der Seele Bd. II: Geist und Sprache. Berlin 1885. sagt darüber p. 20: Man mag den Ursprung der Sprache göttlich oder menschlich, frei und willkürlich oder notwendig oder zufällig nennen, so bleibt er und sie ein Räthsel. Wie aber der Sinn dieses Räthsels sich mit jedem Versuche einer Lösung vertieft, wie aus jeder Antwort immer eine andere und schärfere und feinere Frage sich erzeugt hat, das ist ein historisches Schauspiel von unvergleichlichem Reiz und erleuchtender Kraft; denn wenige Probleme des geistigen und geschichtlichen Lebens wurzeln so tief und verzweigen sich so weit, als das der Sprache.

Sprache weiter vermitteln können. Er leugnet zwar, dass die Sprache aus einem Vertrage („ex instituto") herrühre, meint aber, dass nur durch die Not und gesellschaftliche Vereinigung der Menschen die menschliche Sprache sich allmählich gebildet habe.

Wir finden also bei diesem Philosophen noch kein genaueres Urteil über die Sprachentstehung, sondern nur eine Ansicht über die Notwendigkeit ihrer Bildung. Anders bereits stellte sich die Frage über den Ursprung der Sprache der berühmte englische Philosoph John Locke (1632—1704) gegenüber, der Begründer des modernen Empirismus und Materialismus, den man auch wohl den ersten bedeutenden empirischen Psychologen nennen kann. Er vertritt in der Frage nach der Sprachentstehung ganz und gar die Theorie der willkürlichen Erfindung. Im Unterschied zu modernen Materialisten gesteht er nur unsern Vorstellungen, nicht etwa den vorgestellten Dingen unmittelbare Realität zu. Denn das Vorhandensein unserer Vorstellungen von den Aussendingen ist noch kein Beweis für deren Existenz. Unsere ganze Erfahrung begründet sich auf die Wahrnehmung äusserer Gegenstände (Sensation) und auf die Wahrnehmung innerer Seelenoperationen (Reflexion). Die Sprache oder vielmehr ihre Worte stellte er einfach als „Zeichen innerer Auffassung" hin, durch die es möglich werde, die erhaltenen Vorstellungen im Gedächtnis zu behalten als wie im „Vorratshause unserer Ideen".[1]) Zu diesem Zwecke sind die Wörter passend hergerichtet, meinte er. Doch bedienen sich die Menschen der Sprache keineswegs, weil irgend ein natürlicher Zusammenhang zwischen besonders articulirten Lauten und gewissen Ideen ist; denn sonst würde es nur eine Sprache unter allen Menschen geben, sondern nach subjectiver Willkür. Alle unsere Erkenntnis kommt ja nur aus der Erfahrung, ist also subiectiv. Da die Worte aber die „Zeichen innerer Erfahrung" sind, können sie auch nicht anders als subiectiv aufgefasst und gebraucht werden. Er scheidet, wie Noiré sagt,[2]) zuerst scharf die sinnliche Wahnehmung, welche der Mensch mit dem Tiere gemein hat, und welche der notwendige Anfang und Ursprung aller Erkenntnis ist, von den durch die Worte vermittelten und ermöglichten allgemeinen oder abstracten Ideen. In der Bildung dieser allgemeinen Ideen, in dem Vermögen der Abstraction sieht Locke die Grenze zwischen Mensch und Tier. „Denn offenbar entdecken wir in den Tieren keine Spur davon, dass sie sich allgemeiner Zeichen für universelle Ideen bedienen, und wir haben deshalb Grund anzunehmen, dass sie keine Fähigkeit des Abstrahirens oder des Bildens allgemeiner Ideen besitzen, da sie auch keine Worte oder irgend andere allgemeine Zeichen zu gebrauchen verstehen." Locke ist somit der erste Philosoph, der nach Plato die gegenseitige Abhängigkeit oder Wechselwirkung allgemeiner Ideen und allgemeiner Zeichen (Worte) ausspricht, sagt Noiré. Und Lange schliesst[3]): „Locke's Vernunftkritik läuft auf eine Kritik der Sprache hinaus, die ihrem Grundgedanken nach wohl von höherem Werte ist als irgend ein anderer Teil des Systems. Die alte materialistische Ansicht von der blos conventionellen Geltung der Worte verwandelt sich bei ihm in das Streben, die Worte blos conventionell zu machen, weil sie nur in dieser Beschränkung einen sichern Sinn haben." —

John Locke.

Locke und Plato.

---

[1]) cf. S. Lefmann: zur Geschichte der Sprachwissenschaft der neueren Zeit. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. VII. 1872. p. 353 ff.

[2]) Noiré: der Ursprung der Sprache. Mainz. 1877. p. 32 ff.

[3]) Lange: Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn[3]. 1876. I: Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Abschn. 3: Materialismus des siebzehnten Jahrhunderts. p. 271.

Der gewaltige Fortschritt in Lockes Sprachphilosophie beruht also darauf, dass er die sinnliche Erkenntnis, das menschliche Denken und die menschliche Sprache in ein gegenseitiges Verhältnis zu einander bringt.[1])

Damit näherte er sich bereits der platonischen Lehre von dem Zusammenhange der Ideen und der diese bezeichnenden Worte; durch seinen einseitigen Standpunkt der subiectiven, willkürlichen Erfindung der Sprache entfernt er sich jedoch wieder ganz von der idealen sprachphilosophischen Ansicht Platos, im starren Zurückgreifen auf die durch Plato so glänzend widerlegte Meinung des Hermogenes.[2])

Simon.

In ähnlicher Weise wie Thomas Hobbes erklärte auch der Benedictiner Richard Simon (1638—1712) die Entstehung der menschlichen Sprache, ohne näher auf ihren Zusammenhang mit der Erkenntnis einzugehen, nur aus dem Drange der Menschen, sich im geselligen Umgange miteinander ein allgemein verständliches Verkehrsmittel zu schaffen. Die Not allein hat den Menschen zur Erfindung der Sprache getrieben, sagt er in seiner „histoire critique du vieux testament".

Leibniz.

Wie in seiner ganzen philosophischen Auffassung so steht auch auf sprachphilosophischem Gebiete Gottfried Wilhelm von Leibniz, der Schöpfer der Monadologie, (1646—1716), seinem grossen englischen Rivalen John Locke diametral gegenüber. Nur in einem stimmten sie überein, dass nämlich der Schöpfer der Sprache der Mensch selbst sei.[3]) Während aber Locke den Dingen selbst jede Existenz abspricht und die menschliche Sprache zur willkürlichen Erfindung des Menschen herabwürdigt, sieht Leibniz in den Wörtern das Abbild der durch sie bezeichneten Dinge. Er sucht einen Mittelweg zwischen der Lehre Heraclits vom natürlichen Ausflusse aller Dinge und der Ansicht Democrits von der Sprachentstehung durch die τύχη, der alles im Menschenleben unterworfen sei.

Wissenschaftliche Studien im XVII. Jahrhundert.

Um die Leistungen des grossen Mannes auf sprachphilosophischem Gebiete voll und ganz würdigen zu können, müssen wir uns die Lage der wissenschaftlichen Studien in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert in's Gedächtnis zurückrufen. —

Ebenso wie in Frankreich und Italien war auch in Deutschland nach der Blüte des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundertes ein ganz bedeutender Rückschritt auf dem Gebiete der classischen Philologie, der damals einzig massgebenden Wissenschaft, bemerkbar, ein Rückschritt, den die Wirren des ganz Mitteleuropa in Mitleidenschaft

---

[1]) Derartige tiefe sprachphilosophische Betrachtungen, wie sie Locke und nach ihm Leibniz anstellten, entsprachen sehr wenig der geistigen Interessensphäre der damaligen Zeit; wie wenig, das sehen wir daraus, dass Locke sich geradezu bei seinen Lesern deshalb entschuldigt, dass er ein ganzes Buch seines Hauptwerks der Sprachbetrachtung widmet. Er sagt b. III cp. 5 § 17: Especially since what e have here said concerning Words in this third Book, will possibly be thought by some to be much more than what so slight Subject requir'd.

[2]) cf. Kaufmann-Hartenstein: a. a. O. p. 78: wie ist aber eine Discussion über die Tauglichkeit eines jeden einzelnen Wortes, wie sie doch einer wechselseitigen Übereinkunft notwendig vorausgehen musste, ohne Sprache möglich? — Man müsste eben, wenn Lockes Sprachphilosophie die richtige wäre, zu der Entstehung der Sprache diese Sprache selbst als Verständigungsmittel zu wechselseitigem Übereinkommen voraussetzen, und das ist doch unmöglich.

[3]) Leibniz: unvorgreifliche Gedanken p. 253 § 50. — In Beziehung auf die Schreibung des Namens Leibniz verweisen wir auf:

L. Neff: Gottfried Wilhelm Leibniz als Sprachforscher und Etymologe. 2. Teil p. 1. Beilage zum Programm des Grossherzogl. Lyceums zu Heidelberg für 1871. Heidelberg 1871; und:

S. Onno Klopp: die Werke von Leibniz gemäss seinem handschriftlichen Nachlasse in der Königlichen Bibliothek zu Hannover. I. Reihe I Bd. p. XXIV Vorwort.

ziehenden dreissigjährigen Krieges wohl erklärlich machen können. Aber nicht nur die Ungunst der politischen, socialen und religiösen Verhältnisse, die damals ganz Deutschland niederdrückte, war an diesem Rückschritt schuld, es hatte sich auch im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts eine ganz naturgemässe Reaktion bemerkbar gemacht gegen das Überwiegen der altsprachlichen Studien, die über zwei Jahrhunderte lang an der Spitze der Wissenschaften gestanden hatten. Nur die von den Kriegsgräueln nicht allzusehr berührten Universitäten blühten einigermassen. Die Philologie sank aber auch dort immer mehr zu einer untergeordneten Dienerin der damals sehr blühenden Theologie herab. Während gerade dieses Jahrhundert in Deutschland das Zeitalter der Polyhistorie wurde, während dadurch die Schärfe und Gründlichkeit des Einzelnen ganz vernichtet wurde, entwickelte sich auf einem anderen Gebiete eine im Vergleich zu der gesammten sonstigen wissenschaftlichen Thätigkeit des damaligen Deutschland geradezu staunenswerte Regsamkeit, auf dem weiten Gebiete der Sprachwissenschaft. So viel aber auch auf diesem Gebiete während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde, so viel auch über die Gestalt und den Character der Ursprache, über die Beziehungen der Sprachen zu einander, über ihre Classification, über Etymologie und Sprachentstehung sonst disputirt wurde, so verschwindend klein erschien dieses alles im Vergleiche zu dem Wirken des grossen Leibniz, des genialsten Polyhistors, des universellsten Genies, den nach Aristoteles die Welt je gesehen hat. Von ihm sagt Neff wohl mit Recht:[1])

Der Polyhistor Leibniz.

„Die Geschichte kennt viele Männer, die durch Umfang und Tiefe ihrer Kenntnisse vor ihren Zeitgenossen hervorragten. Aber sie ist nicht reich an jenen gewaltigen Geistern, die nicht blos das gesammte Wissen ihrer Zeit in sich vereinigten, sondern auch zugleich auf allen Gebieten menschlichen Wissens und Forschens schöpferisch thätig waren, alle Wissenschaften mit ihrem Geiste durchdrangen und denselben neue Bahnen eröffneten. Ein solcher Geist war auf der Grenzscheide des siebzehnten und achtzehnten Jahrhundertes Leibniz."

Leibniz als Sprachphilosoph.

Leibniz begnügte sich nicht mit den oberflächlichen Erörterungen über das Wesen der Sprache, wie sie gerade in seiner Zeit sehr am Platze waren, er drang tiefer in dieses Wesen der Sprache ein, er verfolgte die Operationen des menschlichen Denkens und brachte sie in Zusammenhang mit der Sprache, er betrachtete, um mit Max Müller zu reden, das Denken im „Lichte der Sprache". Wie wenig derartige tiefgehende Speculationen der Geistesrichtung der damaligen Zeit entsprachen, haben wir schon oben bei Besprechung der Sprachphilosophie Lockes erwähnt. Leibniz hatte aber schon früher als Locke die hohe Wichtigkeit der Sprachwissenschaft für die Erkenntnis des menschlichen Geistes eingesehen; er sagt darüber selbst:[2])

„Ich glaube fürwahr, dass die Sprachen der beste Spiegel des menschlichen Geistes sind, und dass eine sorgfältige Analyse der Bedeutungen der Wörter besser als alles andere über die Operationen des Verstandes Aufschluss geben würde".

Mit Locke zusammen war Leibniz in der althergebrachten Ansicht befangen, dass man das Denken und Sprechen von einander trennen könne, eine Ansicht, die, so irrig sie ist und als solche auch erwiesen ist, noch heutzutage Vertreter findet, wie wir später sehen werden. „Cogitationes fieri possunt sine vocabulis"; Denken ist auch

[1]) L. Neff: Gottfried Wilhelm Leibniz als Sprachforscher und Etymologe. Heidelberg 1870. Tl. I p. 22.

[2]) Leibniz: nouveaux essais sur l'entendement humain. liv. III c. VII. § 6.

ohne Sprache möglich, lehren beide Philosophen, indem sie die beiden Thätigkeiten des menschlichen Denkens und Sprechens ganz von einander trennen. Für sie ist die Sprache nicht etwa das Mittel, Gedanken zu fassen, sondern nur Gedanken anderen Menschen zu übermitteln, um sich verständlich zu machen. Sie leiten die Sprachentstehung ganz allein von dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit, von der Notwendigkeit, sich unter einander zu verständigen, her. Leibniz sagt darüber selbst:[1])

„Omnis humana ratiocinatio signis quibusdam sive characteribus perficitur. Non enim tantum res ipsae sed et rerum ideae semper animo distincte observari neque possunt neque debent et itaque compendii causa signa pro ipsis adhibentur".

Leibniz und Plato.

Er betrachtet also die Wörter der Sprache lediglich als Mittel für den Menschen, seine Gedanken im Gedächtnisse festzuhalten und anderen mitzuteilen. Über die Entstehung der menschlichen Sprache nähert er sich in seiner Lehre ganz im Gegensatz zu Locke, der sie mit Aristoteles θέσει oder mit den Alexandrinern νόμῳ entstanden sein lässt, ganz bedeutend der platonischen Ansicht. Er glaubt zwar nicht, dass die menschliche Sprache von vornherein durch Naturnotwendigkeit vorausbestimmt sei, aber sie sei es teils aus „physischen" Gründen, woran der Zufall einigen Teil habe, teils aus „moralischen" Gründen, wobei die freie Wahl des Menschen eintrete.[2])

In der menschlichen Sprache finde sich etwas Natürliches und etwas Zufälliges vereint, und in dem Menschen sei das Vermögen zur Sprache vorhanden. Somit ist nach Leibniz auch der Mensch der Erfinder der Sprache, die er aus einem natürlichen Antriebe aus sich heraus schafft. Die Wörter der Sprache sind aber das Abbild der Dinge, die sie bezeichnen; denn die Laute der menschlichen Sprache richten sich bei ihrer Bildung nach Effecten und Gemütsbewegungen der Seele, so dass bei der Sprachschöpfung eine natürliche Analogie der Stimme mit den seelischen Stimmungen erzeugt wurde. Nicht Willkür oder Zufall hat bei der Entstehung der Sprache die Bedeutung der Wörter bestimmt, sondern nur die Aehnlichkeit und der Gleichklang des Wortes mit dem durch dasselbe bezeichneten Begriff.[3]) „Sicherlich", sagt er,[4]) „sind die Sprachen nicht aus Übereinkunft hervorgegangen und auch nicht so zu sagen durch ein Gesetz geschaffen worden, sondern sie sind entstanden durch eine Art Naturtrieb der Menschen, welche den Stimmungen und Regungen der Seele die Töne anpassten." —

Dass wir den natürlichen Zusammenhang der Laute mit den durch sie bezeichneten Begriffen zum Teil garnicht mehr, zum Teil nur noch sehr undeutlich erkennen können, liegt, wie Leibniz sehr richtig sagt, nur an der gewaltigen Verschiedenheit der heutigen Umgangssprachen von der Ursprache.[5]) Hätten wir diese Ursprache noch oder wenigstens Überreste von ihr, dann würde der Zusammenhang zwischen Laut und Begriff klar zu Tage treten. Ein Überrest dieses natürlichen Zusammenhanges findet

---

[1]) cf. Leibniz: Unvorgreifl. Gedanken § 5; collect. etymolog. P. 1. p. 257; vergl. L. Neff a. a. O. I. p. 39. und Nouv. essais. liv. III c. IX. § 1: „Les paroles ne sont pas moins des marques (Notae) pour nous (comme pourroient être les caractères des nombres ou de l'Algèbre) que des signes pour les autres."

[2]) Leibniz: nouv. essais liv. III c. II. § 1.

[3]) cf. Leibniz: Unvorgreifl. Gedanken p. 253 § 50. vergl. Neff: a. a. O. I. p. 40 f.

[4]) Leibniz: Brevis designatio meditationum de originibus gentium. p. 2. (cf. Neff: a. a. O. p. 41.)

[5]) Leibniz nimmt nämlich eine Ursprache und nicht etwa, wie viele Gelehrte der Gegenwart besonders, mehrere Ursprachen an. Er sagt (Journal des savans von 1692) darüber: car il semble en effet, que presque toutes les langues ne sont que des variations souvent bien embrouillées des mêmes racines, mais qu'il est difficile de reconnaître à moins que de comparer beaucaup de langues ensemble. cf. auch Nouv. essais lib. III. c. 2. § 1.

sich noch in den Wörtern, die die Laute der Tiere nachahmen. Und hier benutzt nun Leibniz, sich enge an Plato anschliessend, die Schallnachahmung als sehr ergiebige Quelle zahlreicher Wurzelwörter. Er ist somit nach Plato der erste bedeutende Vertreter des onomatopoetischen Princips der Sprachentstehung, einer Theorie, die er, so mangelhaft er sie auch noch vertritt,[1]) doch sehr ernst nimmt. Er betrachtet aber die Onomatopoie durchaus nicht nur als „constitutives Princip" der Sprachentstehung, wie Neff sagt, sondern er sucht auch daraus eine ganz bedeutende Sprachentwicklung durch Metaphern, Synekdochen, Metonymien u. s. w. zu erklären.

Ganz anolog der platonischen Lehre legt Leibniz den einzelnen Buchstaben, Konsonaten wie Vocalen, eine bestimmte Bedeutung und Kraft bei und schliesst daraus, dass im Ursprung der Wörter etwas Natürliches sein müsse, das eine Verbindung zwischen den Dingen und den Lauten hervorbringen muss.[2])

Und ebenso wie Plato in dem von uns behandelten Dialoge zum Schlusse kommt, dass die menschliche Sprache, wie sie im täglichen Leben gebraucht wird, den Anforderungen des Philosophen durchaus nicht genüge und dieses nur dann thun könnte, wenn sie auf den Grundsätzen der Ideenlehre sich aufbauen würde, kommt auch Leibniz zu dem Endergebnis, dass unser Sprachvermögen zum Ausdruck unserer Begriffe allzu unvollkommen ist. Er greift allerdings, um diesem Übel abzuhelfen, zu einem etwas gewaltsamen Mittel, das dem grossen Philosophen des Altertumes naturgemäss sehr fern lag. Um nämlich der Unvollkommenheit der menschlichen Sprache abzuhelfen, macht er das Project einer künstlichen Universalsprache, ein Project, das aus anderen Gründen und zu anderen Zwecken schon vor seiner Zeit und nach ihm bis zur Gegenwart praktisch auszuführen mehr als einmal versucht ist,[3]) allerdings wohl nie in so genialer Weise wie von Leibniz.

Locke und Leibniz.

Vergleichen wir zum Schlusse noch die sprachphilosophischen Gedanken Lockes und Leibnizens, so können wir den grossen Engländer wohl den Kritiker, den nicht minder grossen Deutschen den Empiriker auf dem Gebiete der Sprachphilosophie nennen. Während Locke sich kritisirend der Innenseite der Spracherscheinungen zuwandte, suchte Leibniz, wie Noiré sagt[4]), in der Empirie, in der Erforschung des gegebenen Sprachmaterials, also, um Kantisch zu reden, in der Welt der Erscheinung Aufklärung über das Wesen der Sprache. Während Leibniz in der Untersuchung über die Grundbedeutung der Wörter die Ansicht vertritt, dass die Sprache von generellen Bezeichnungen ausgegangen sei, und dass die „termes généraux", die allgemeinen Bezeichnungen, sowohl allgemeine Ideen als auch individuelle Erscheinungen ursprünglich benannten,[5])

---

[1]) cf. darüber Neff: a. a. O. I. p. 43 ff. und Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München. 1869. p. 243 ff.

[2]) cf. Leibniz: nouv. essais. liv. III. c. 2. § 1: Sans parler d'une infinité d'autres semblables appellations qui prouvent qu'il y a quelque chose de naturel dans l'origine des mots, qui marque un rapport entre les choses et les sons et mouvements des organes de voix.

[3]) cf. F. Exner: Über Leibnizens Universalwissenschaft; in den Abhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, 5. Folge Bd. III. Prag 1845, p. 163—200. vergl. Benfey: a. a. O. p. 249 f. Trendelenburg: Über Leibnizens Entwurf einer allgemeinen Characteristic; in den Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856, p. 37—69; und: Nachträge und Ergänzungen in den Monatsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften 1860, p. 374—386; 1861, p. 170—219. vergl. Neff: a. a. O. II. p. 13—20.

[4]) Noiré: Der Ursprung der Sprache. p. 32.

[5]) Leibniz: nouv. essais. liv. III. c. 1. § 3: les termes généraux . . . . . sont nécessaires pour la constitution essentielle des langues. Car si par les choses particulières on entend les individuelles, il seroit

geht Locke ganz im Gegensatz zu seinem grossen Rivalen von den individuellen Bezeichnungen aus und meint, dass auf ihnen die Sprache sich aufgebaut habe. Die allgemeinen Bezeichnungen hätten nur zur Vervollkommnung der Sprache und zu nichts weiter gedient.

2. Die Sprachphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts.

Während die Sprachphilosophie des grossen Leibniz sich, wie wir oben gesehen haben, dem platonischen Standpuncte nicht unwesentlich nähert, tritt das achtzehnte Jahrhundert wieder mit Ansichten hervor, die wir nach den sprachphilosophischen Ideen des ausgehenden siebzehnten Jahrhundertes für längst überwunden hätten halten müssen. Im allgemeinen war es, wie Ernest Rénan sagt,[1]) der Irrtum des achtzehnten Jahrhunderts, der Überlegung, dem freien und selbstbewussten Willen zuzuschreiben, was das natürliche Erzeugnis der menschlichen Fähigkeiten ist. Überhaupt begriff dieses Jahrhundert erst die Theorie der instinctiven Thätigkeit zu wenig; es war überwiegend in der Vorstellung von der Macht der Reflexion befangen, und deshalb dehnte es die Sphäre menschlicher Erfindung viel zu weit aus.

James Harris.

Der Engländer Jamis Harris (1709—1786) entscheidet sich in seinem noch heute berühmten Werke „Hermes, or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar", welches 1751 in London erschien, für den Standpunct des Hermogenes. Er sieht in den Worten der menschlichen Sprache nur symbolische Zeichen, die dem menschlichen Geiste ihr Dasein verdanken. Er sagt darüber etwa folgendes:[2])

In Wahrheit ist jedes Mittel, ein Ding für einen anderen zur Darstellung zu bringen, entweder von seinen natürlichen Eigenschaften genommen, und dann ist es eine Nachahmung; oder von andern, ganz willkürlichen Zufälligkeiten: dann ist es ein symbolisches Zeichen. Wenn man nun zugesteht, dass bei weitaus der Mehrzahl der Dinge keine natürliche Eigenschaft in articulirten Lauten besteht, und doch Dinge aller Art durch solche Laute dargestellt werden, so folgt, dass die Worte notwendig symbolische Zeichen sein müssen, da sie Nachahmungen nicht sein können.

Maupertuis.

Ebenso wie James Harris sahen auch die nun folgenden Gelehrten in der Sprachentstehung nur die Willensthätigkeit des Menschen als des Sprachschöpfers, ohne seine natürliche Befähigung zur Spracherzeugung zu berücksichtigen. So sprach M. de Maupertuis (1697—1759), der Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften, sich in einer Rede, welche er im Jahre 1754 daselbst hielt, dahin aus, dass die menschliche Sprache nur ein conventionelles Verkehrsmittel sei[3]) und den geselligen Bedürfnissen der Menschheit allein ihre Existenz verdanke. Der berühmte Mathematicer und Philosoph hatte sich die Aufgabe gestellt, über die verschiedenen Mittel, deren sich die Menschen bedienen, um ihre Ideen auszudrücken, zu reden. Er meint, dass die ersten Menschen ihre nötigsten Mitteilungsbedürfnisse blos durch einige wenige Gesten und

---

impossible de parler, s'il n' y avoit que de noms propres et point d' appellatifs etc. (cf. Neff: a. a. O. p. 48) und: Brevis designatio p. 1: Illud enim pro axiomate habeo, omnia nomina, quae vocamus propria, aliquando appellativa fuisse.

[1]) Ernest Rénan: de l' origine du langage, 4. me édit. Paris. 1864, p. 92. (cf. Geiger: der Ursprung der Sprache, Stuttgart 1869. p. 33.)

[2]) James Harris: Hermes or a philosophical inquiry concerning language and universal grammar. London. 1751; book III, ch. 3. (cf. Lazar Geiger: der Ursprung der Sprache p. 3 fg.) vergl. Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. p. 301 f.

[3]) vergl. Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. p. 283 f.

Töne zu erkennen zu geben im stande gewesen sind. Die erste Menschensprache habe also auf dem Standpuncte des tierischen Geschreis gestanden. Erst lange nachher „on pensa à d'autres manières de s' exprimer", und da habe man zu jener ersten ganz unvollkommenen Sprache andere Laute ohne alles Hantieren und ohne die Anstrengung von Leib und Kehle ganz nach Belieben hinzugethan und darüber sich vereinigt. — Wir sehen in Maupertuis Ansichten von der Sprachentstehung also jene alte Lehre von der „ξυνθήκη", auf der die „ὀρθότης ὀνομάτων" beruhen solle, wieder aufleben.

Und ebenso wie Maupertuis sprachen sich die Franzosen vor und zu seiner Zeit über die Sprachschöpfung aus, sie leiteten die erste Sprache von den Empfindungslauten ab und schrieben dann der Übereinkunft ganz nach der Lehre Epicurs die übrige Weiterentwickelung der Sprache zu. So hatte bereits im Jahre 1746 sich der Philosoph

Condillac. Étienne Bonmot de Condillac, der Nachfolger Lockes in Frankreich, (1715—1780) welcher in seiner sensualistischen Anschauung die sinnliche Wahrnehmung als einzige Quelle aller Vorstellungen ansah und infolge dessen alle Willensmotive aus der sinnlichen Empfindung entspringen lässt, dahin ausgesprochen, dass die menschliche Sprache nur durch gesellschaftliche Übereinkunft (de convention) und nach Art eines „contrat social" entstanden sein könne. In seinem Buche „Versuche über den Ursprung der menschlichen Kenntnis", welches 1746 erschien, meint er ebenso wie zehn Jahre später

De Brosse. sein Landsmann De Brosse, (1709—1777) (traité de la formation mechanique des langues et des principes physiques de l'Étymologie, Paris. 2. Bd. 1756), dass der Urbeginn der Sprache in den Empfindungslauten zu suchen sei[1]), eine Ansicht, die noch heutzutage unter den Sprachphilosophen nicht wenige Vertreter findet.

Die Lehre von der göttlichen Offenbarung der Sprache.

Ungefähr in dieselbe Zeit fallen zwei sprachphilosophische Schriften, die verzweifelnd an dem Problem der Lösung jener Frage nach dem Ursprunge der menschlichen Sprache ihre Zuflucht zu dem allmächtigen Schöpfer des ganzen Weltalls nehmen, dessen Güte sie auch die Sprache verdanken zu müssen glaubten. Die erste dieser

Rousseau. Schriften fällt in das Jahr 1754 und hat keinen Geringeren als Jean Jacques Rousseau (1712—1778) zum Verfasser. In einer seiner Reden „discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes" kommt er auch auf den Ursprung der menschlichen Sprache zu sprechen. Über die Schwierigkeiten der Lösung dieser Frage kommt er zwar nicht hinaus, aber er erklärt, fest davon überzeugt zu sein, dass die Sprachen unmöglich durch bloss menschliche Kräfte hätten entstehen können; denn ohne den Gebrauch der Sprache wäre es wohl kaum möglich gewesen, eine Sprache einzuführen.[2])

Süssmilch. Und zu einem ähnlichen Schlusse kommt auch im Jahre 1766 Johann Peter Süssmilch in seiner Schrift „Versuch eines Beweises, dass die erste Sprache ihren Ur-

---

[1]) cf. Max Müller: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I p. 315. vergl. Benfey: a. a. O. p. 281 f. u. 286 ff.

[2]) Der Vollständigkeit wegen müsste hier noch James Burnett Lord Monboddo (1714—1799) erwähnt werden, den Benfey (a. a. O. p. 282) einen ernsten, tiefen und originellen Denker nennt. Im Jahre 1773 begann sein sprachphilosophisches Werk „on the origin and progress of language" zu erscheinen. Von Anfang an vertritt er in diesem Werke die Ansicht von der rein menschlichen Entstehung der Sprache ebenso wie seine französischen Vorgänger; er erklärt ihren Ursprung aus der reflexiven Geistesthätigkeit des Menschen. Aber im Laufe der einundzwanzig Jahre, während deren er an seinem Werke arbeitete, veränderte sich seine Ansicht über die Sprachentstehung derart, dass aus der „invention" der Sprache im vierten Bande bereits eine „discovery" wurde, zu der er überdies einer übermenschlichen Hülfe bedürfen zu müssen glaubte. Da Monboddo sich hierbei aber allzuweit vom rein wissenschaftlichen Standpunkte entfernt und einem ganz bizarren Mysticismus nähert, scheint er uns auf sprachphilosophischem Gebiete nicht wichtig genug, um ihn neben bedeutenderen Zeitgenossen ausführlich zu besprechen.

sprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe".[1]) Er war der eifrigste Vertreter jener Lehre von der göttlichen Einsetzung der Sprache, die Plato nur spottend erwähnt. Ganz energisch wendet er sich gegen die Ansicht von der menschlichen Erfindung der Sprache. Die Sprache soll eine Erfindung des menschlichen Verstandes sein, sagt er; verständig ist aber nur der Mensch, sofern er Sprache hat; mithin müsste dann die Sprache schon vor der Erfindung der Sprache da sein.[2])

Herder.

Gegen diese Richtung der göttlichen Offenbarung der Sprache wandte sich nun zuerst Johann Gottfried Herder[3]) mit seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache", mit der er die für das Jahr 1770 von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gestellte Preisfrage: „wie ist es zu erklären, dass die Menschen, ihren Fähigkeiten überlassen, sich eine Sprache bilden?"[4]) preiswürdig beantwortete. Wenn auch diese Abhandlung heutzutage nicht mehr von actuellem Interesse ist, wenn sie auch der Geschichte der Sprachphilosophie verfallen viel von der Wissenschaft der Gegenwart als falsch Erkanntes enthält, so ist und bleibt sie doch stets lesenswert

---

[1]) cf. Pott: Antikaulen, oder mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen. Lemgo und Detmold 1863. und Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. p. 293.

[2]) cf. Max Müller: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publicum bearbeitet von Böttger. 2 Bände Leipzig (1866—70. Aufl. 2) 1860—1866, sagt über den Zusammenhang von Denken und Sprache (Bd. 2 p. 77): „Ohne Sprache keine Vernunft, ohne Vernunft keine Sprache. Die Sprache ist die Vollendung des Denkaktes, daher nicht bloss die Form für diesen, sondern er ist dieser selbst, wie er leibt und lebt". — Und in seiner Schrift „über die Resultate der Sprachwissenschaft" p. 28 sagt er: „Das was den Menschen zum Menschen macht, ist die Sprache: wie schon Hobbes sagte, homo animal rationale, quia orationale".

Weiter hier auf die Frage nach dem Zusammenhange von Denken und Sprechen einzugehen, hat für diesen Teil der Arbeit keinen Zweck, da diese Frage mit wenig Worten abzuthun unmöglich ist, andrerseits ein grösserer Excurs über diese Materie nur den Zusammenhang in der historischen Entwickelung der sprachphilosophischen Ideen über den Ursprung der Sprache stören würde. Wir behalten uns daher eine ausführliche Erörterung dieser Frage für den zweiten Teil unserer Arbeit vor und verweisen hier nur auf die wichtigeren Schriften auf diesem Gebiete:

Julius Deuschle: die platonische Sprachphilosophie Marburg 1852. Abschnitt V: Verhältnis der Sprache zur Ideenlehre. p. 70 ff.

Schelling: Einleitung zur Philosophie der Mythologie p. 52. (cf. Steinthal: Ursprung der Sprache. Berlin² 1858 p. 86.)

W. v. Humboldt bei Steinthal: Characteristic der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. (zweite Bearbeitung der Klassification der Sprachen) Berlin 1860 p. 33 ff. u. p. 80 ff.

Steinthal: Abriss der Sprachwissenschaft. Berlin 1871. Sprechen und Denken p. 44 — 72; gesammelte kleine Schriften I p. 22.

Noiré: a. a. O. p. 24.

Geiger: Ursprung der Sprache. Stuttgart 1869 p. 9 ff., p. 77 f.

Friedr. Müller: Grundriss der Sprachwissenschaft. Wien 1876. I p. 16. 36. etc.

Whitney: die Sprachwissenschaft. Für das deutsche Publikum bearbeitet und erweitert von J. Jolly. München 1874. p. 195. 562 ff. 578 etc.

Whitney: Leben und Wachstum der Sprache; übersetzt von Leskien. Leipzig 1876.

Wilh. Wundt: Essays. Leipzig, 1885. p. 244—286. X Die Sprache und das Denken.

M. Lazarus: Geist und Sprache. Berlin³. 1885.

Max Müller: the science of thought. (Das Denken im Lichte der Sprache, deutsch von Engelb. Schneider. Leipzig 1888.)

[3]) cf. Th. Benfey: einige Worte über den Ursprung der Sprache. Nachrichten der G. A. Universität Göttingen. 1878. p. 12 ff.

[4]) Der genaue Titel der Schrift lautet nach der Ausgabe der sämmtlichen Werke Herders von Bernh. Suphan (Berlin, Weidmann 1891 Bd. V.): „Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesetzten Preis erhalten hat. Von

schon allein durch den poetischen Glanz und mystischen Schimmer ihrer Sprache und durch das Resultat ihrer Forschung, das in den Worten gipfelt: durch Reflexion, durch Besonnenheit haben die Menchen, ihren Fähigkeiten überlassen, sich eine Sprache gebildet! — Zunächst wendet sich Herder in seiner Preisschrift gegen die Vertreter der göttlichen Offenbarung der Sprache im allgemeinen und gegen Joh. Peter Süssmilch im besonderen.[1]) Es giebt, sagt er, eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist. In allen ursprünglichen Sprachen tönen noch Reste dieser Naturtöne. Die Sprache ist daher nicht göttlichen, sondern tierischen Ursprunges, sie ist das Naturgesetz einer empfindsamen Maschine. Der Mensch unterscheidet sich nun vom Tiere durch den Zustand der Besonnenheit, die er vermöge der freier wirkenden positiven Kraft seiner Seele besitzt, während das Tier nur ein instinctmaessiges Geschöpf ist. Diese Besonnenheit, die Herder Reflexion nennt, hat zum ersten Male frei wirkend Sprache erfunden. Dem Menschen ist also die Erfindung der Sprache so natürlich, als er ein Mensch ist. Das erste erfasste Merkmal der Besinnung war „Wort der Seele". Mit dieser ersten bewussten Reflexion, die zum lautlichen Ausdrucke drängte, war die Sprache erfunden. So erfand sich der Mensch selbst Sprache, aus den „Tönen der lebenden Natur" bildete er sich Wörter zu „Merkmalen seines herrschenden Verstandes". Nicht die mindeste Handlung seines Verstandes kann geschehen ohne Merkwort: so war auch das erste Moment zu innerer Entstehung der Sprache. Die Genesis der Sprache war beim Menschen ein „so inneres Dringnis" wie der Drang des Embryos zur Geburt bei dem Momente seiner Reife, und die Fortbildung der Sprache war dem Menschen so natürlich als seine Natur selbst.

Da aber nicht alle Gegenstände tönen, woher hat nun der Mensch die „Merkworte" gewonnen, bei denen die Seele sie nennen konnte? Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch eine Sprache erfinden können, wo ihm kein Ton vortönte? Diese Fragen beantwortet Herder mit folgenden beiden Sätzen:

1) Da alle Sinne nichts als Vorstellungsarten der Seele sind: so habe sie nur deutliche Vorstellung: mithin Merkmal, mit dem Merkmal hat sie innere Sprache. Und

2) Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der menschlichen Kindheit, nichts als Gefühlsarten einer Seele sind: alles Gefühl aber nach einem Empfindungsgesetz der tierischen Natur unmittelbar seinen Laut hat; so werde dieses Gefühl nur zum deutlichen Merkmal erhöht: so ist das Wort zur äusseren Sprache da. Die Weisheit der Natur hat den Menschen durchaus dazu organisirt, um sich selbst Sprache zu erfinden.

Wo aber die Natur die „Merkmale" gab, da benutzte sie der Mensch mit feinstem Empfinden jederzeit; so waren es besonders die Stimmen der Tiere, die für den beobachtenden Menschengeist zum „Merkworte" wurden.

Herder und Plato.

So sehen wir in der Sprachphilosophie Herders Platos Vorliebe der Onomatopoie zur Erklärung der „*ὀρθότης ὀνομάτων*" bei der Frage nach dem Ursprunge der menschlichen Sprache wiederkehren.[2]) Beide sind weit davon entfernt, aus der Onoma-

---

Herrn Herder. Auf Befehl der Academie herausgegeben. Berlin, bey Christ. Friedr. Voss, 1772". Die Arbeit trug das Motto: „Vocabula sunt notae rerum". Cicero.

[1]) Über den Inhalt der Herder'schen Abhandlung vergl. auch Hamann: Schriften IV, p. 50 ff; Steinthal: der Ursprung der Sprache. Berlin[3]. 1877. p. 13 ff. und p. 42 ff. und Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft u. s. w. p. 293 ff.

[2]) Lazar Geiger (der Ursprung der Sprache, Stuttgart 1869. p. 26 ff.) spricht sich ganz entschieden gegen jede Schallnachahmung in der menschlichen Sprache aus. Kein einziges Beispiel wirklicher Schallnachahmung ist bisher nachzuweisen gewesen, sagt er. Manche sehr scheinbare schlagen bei näherer

topoie allein, wie es Sprachphilosophen der Gegenwart thun, den Ursprung der Sprache zu erklären. Sie betonen nur die wichtige Rolle, welche die Schallnachahmung bei der Sprachschöpfung gespielt hat. Das eigentliche Wesen der menschlichen Sprache lässt sich aus der Onomatopoie allein durchaus nicht erklären. „Ohne Hinzukommen des menschlichen Verstandes wird aus dem Geschrei nie menschliche Sprache" sagt Herder. Eine blosse Nachahmung (ob bewusst oder unbewusst,[1]) ist ganz gleichgültig) ohne menschliche Seele ist Unsinn, fährt er fort. Und Plato sagt in unserm Dialog: „Die Stimmen der Thiere nachahmen, heisst durchaus nicht sie benennen". Das, was noch hinzukommen musste zu der physiologischen Empfindung war der menschliche Geist, der in Verbindung mit der natürlichen Anlage des Menschen zur Bildung der Sprache allein diese erfinden konnte.

Herder gegen die Ansicht von der göttlichen Offenbarung der Sprache.

Herders ganze Abhandlung über den Ursprung der Sprache stellt sich somit ganz auf den realen Boden der naturgemässen Erfindung der Sprache durch den Menschen. Er bezeichnet die Hypothese eines göttlichen Ursprungs geradezu als Unsinn. Er sagt darüber[2]) zum Schlusse seiner Abhandlung:

„Was heisst ein göttlicher Ursprung der Sprache als entweder: ich kann die Sprache aus der menschlichen Natur nicht erklären: folglich ist sie göttlich — ist Sinn in dem Schlusse? Der Gegner sagt: ich kann sie aus der menschlichen Natur und aus ihr vollständig erklären — wer hat mehr gesagt? Jener versteckt sich hinter einer Decke und ruft hervor: Hier ist Gott! dieser stellt sich sichtbar auf den Schauplatz, handelt — „sehet! ich bin ein Mensch!"

Oder ein höherer Ursprung sagt: Weil ich die menschliche Sprache nicht aus der menschlichen Natur erklären kann: so kann durchaus keiner sie erklären — sie ist durchaus unerklärbar: ist in dem Schlusse Folge? Der Gegner sagt: mir ist kein Element der Sprache in ihrem Beginn, und in jeder ihrer Progression aus der menschlichen Seele unbegreiflich: ja die ganze menschliche Seele wird mir unerklärbar, wenn ich in ihr nicht Sprache setze, das ganze menschliche Geschlecht bleibt nicht das Naturgeschlecht mehr, wenn's nicht die Sprache fortbildet — wer hat mehr gesagt? — wer sagt Sinn?" Und später:

„Ein höherer Ursprung hat nichts für sich — —. Die menschliche Erfindung hat Alles für und durchaus nichts gegen sich: — — Der höhere Ursprung ist, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich: Bei jedem Schritte verkleinert er Gott durch die niedrigsten, unvollkommensten Anthropomorphien. Der Menschliche zeigt Gott im grössesten Lichte: sein Werk, eine menschliche Seele, durch sich selbst, eine Sprache schaffend und fortschaffend, weil sie sein Werk, eine menschliche Seele ist. — — Der Ursprung der Sprache wird also nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist. Der höhere Ursprung ist zu

---

Betrachtung in eine beschämende Enttäuschung um. Trotz der zum Teil geistreichsten Versuche, die Theorie der Schallnachahmung mit der Thatsache auszugleichen, dass alle Wörter von Wurzeln abstammen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, so hat noch keiner die Kluft, welche die Naturlaute von den Wörtern der Vernunftsprache trennt, überbrückt. — In wie weit diese Ansicht Geigers berechtigt ist, und wie die andern Sprachphilosophen der Gegenwart sich zu dieser Ansicht stellen, werden wir später sehen.

[1]) Steinthal (Abriss der Sprachwissenschaft p. 376.) läugnet durchaus nicht das Vorhandensein der Schallnachahmung in der Sprache. Die Onomatopoie ist eine gewisse Aehnlichkeit, welche zwischen dem Laute und der von ihm bedeuteten Anschauung besteht. Nur muss man nicht etwa glauben, es wäre eine absichtliche Lautmalerei. (cf. Kaufmann-Hartenstein: a. a. O. p. 77.)

[2]) Herder: a. a. O. p. 144 ff.

nichts nütze und äusserst schädlich. Er zerstört alle Wirksamkeit der menschlichen Seele, erklärt nichts, und macht alles, alle Psychologie, und alle Wissenschaften unerklärlich.

So schrieb Herder im Jahre 1770 und auch noch die zweite „berichtigte" Auflage seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache liess er im Jahre 1788 dem Inhalte nach nur unwesentlich verändert erscheinen. Aber bereits aus der Voranmerkung zu dieser zweiten Auflage der Schrift ist klar zu ersehen, dass er damals nicht mehr fest und unentwegt die Überzeugung von der rein menschlichen Erfindung der Sprache vertrat, für die er achtzehn Jahre vorher so tapfer gestritten. Später wurde Herder ganz an sich und seiner Lehre irre; er nahm seine in jener berühmten Abhandlung ausgesprochene Ansicht ausdrücklich zurück und trat auf die Seite des Mysticers Hamann, der eine unmittelbare göttliche Offenbarung der Sprache annahm[1]) und den „platonischen Beweis" vom menschlichen Ursprung der Sprache nach seiner etwas stark subjectiven Meinung dahin characterisirte, dass er ihn in einen negativen und einen positiven teilte, von denen der erste Gründe enthielte, dass der Mensch kein Tier sei, und der zweite dafür Gründe enthielte, dass der Mensch dennoch ein Tier sei.[2]) Er wandte sich mit diesem anscheinenden Paradoxon direct gegen Herder, dem er vor allen Dingen und wohl nicht ganz mit Unrecht damit nachweisen wollte, dass sein Beweis von der menschlichen Erfindung der Sprache voll von Antinomieen sei.

Herder von Hamann beeinflusst.

Trotz der unläugbaren Fehler der Herder'schen Schrift ist und bleibt sie jedoch eine der grossartigsten Leistungen auf sprachphilosophischem Gebiete im Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts. Herder hat, auf der platonischen Lehre von der „ὀρθότης ὀνομάτων" fussend, dem Ursprunge der Sprache die richtige Stelle angewiesen, wie Steinthal sagt:[3]) „Die Sprache ist nach Herder nicht eine von aussen an den Menschen kommende Erfindung; sondern sie gehört dem Wesen des Menschen als solchen an, ist Character seines Geschlechts, Naturgabe. Er irrt auch nicht einmal darin, wenn er diesen Character des Menschen in der Besonnenheit sieht." Der Ansatz, den also Herder zur Lösung der Frage nach dem Ursprunge der Sprache macht, ist demnach ein ganz bedeutender; es ist aber eben leider nur bei diesem Ansatze geblieben!

Nach Hamann hat wohl keiner der bedeutenden Sprachphilosophen der späteren Zeit mehr zu der Ansicht von der göttlichen Offenbarung der Sprache zurückgegriffen, eine Ansicht, die ja nicht einmal die Bibel vertritt, sondern gegen die dieses heilige Buch geradezu sich wendet. Heisst es doch Genesis cap. 2. v. 19/20: „Gott der Herr bildete aus dem Erdboden allerlei Tiere des Feldes und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte sie zum Menschen, um zu sehen, wie er sie benennen würde, und wie der Mensch jegliches Tier nennen würde, so sollte sein Name sein."[4]) Und auch die Kirche hat der Auffassung von der göttlichen

---

[1]) cf. Steinthal: der Ursprung der Sprache. p. 42 ff. Unter „platonischer Beweis" versteht Hamann Herders Ansicht vom menschlichen Ursprunge der Sprache.

[2]) Hamann: Schriften IV p. 52.

[3]) Steinthal: der Ursprung der Sprache p. 32.

[4]) Dieser altehrwürdige hebräische Mythos vom Ursprunge der Sprache ist natürlich in der verschiedenartigsten Weise ausgelegt worden und kann auch selbstverständlich verschiedenartig ausgelegt werden, das liegt einfach in der Natur der Sache. So versteht Steinthal (Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logie. Berlin 1863 p. 11 f.) unter „nennen" in dieser Bibelstelle nur „ernennen"; wozu der Mensch jedes Tier ernennen würde, dazu sollte es ihm dienen;

Offenbarung der Sprache einen dogmatischen Character nicht beigelegt. Sie bekämpfte durchaus nicht die Annahme, dass die Sprache eine ureigene Schöpfung des Menschen sei, dass also Gott nur der mittelbare Urheber der Sprache sei.[1])

Von Sprachforschern der Neuzeit wenden sich direct gegen die Ansicht von der göttlichen Offenbarung der Sprache namentlich Grimm und in neuester Zeit Whitney,[2]) wobei aber gleich erwähnt werden muss, dass auch fast alle anderen Gelehrten, die sich mit sprachphilosophischen Fragen beschäftigt haben, gelegentlich auf die Haltlosigkeit dieser Hypothese hinweisen, ohne jedoch sich noch die Mühe zu machen, des Genaueren sie zurückzuweisen, da man sie seit lange als erledigt betrachten konnte.

Ganz an der Grenze des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert steht eine Schrift des berühmten Philosophen Fichte, der wie in seiner gesamten Lehre auch auf sprachphilosophischem Gebiete ganz auf dem Boden des subjectivsten Idealismus steht. Fichte

---

er sollte sich mit den Tieren eben in Beziehung, in Verkehr setzen. Aber auch diese Interpretation rührt an der rein menschlichen Erfindung der Sprache, wie Steinthal ausdrücklich hervorhebt, garnichts.

[1]) cf. Theod. Curti: die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache. Würzburg 1890. p. 2; und Steinthal: Geschichte der Sprachwissenschaft etc. p. 324 ff.

[2]) Jacob Grimm spricht in seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache". 1851. (aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften) p. 22 ff. sich ganz entschieden gegen die göttliche Offenbarung der Sprache aus. Jene göttliche Mitteilung oder Offenbarung der Sprache hätte also gleich nach vollbrachter Schöpfung des ersten Menschenpaares eingetreten sein müssen, weil dieses der Sprache keinen Augenblick hätte entraten können, sagt Grimm, und weil es mit der schöpferischen Allmacht unvereinbar schiene, dass ihrer fertigen, edelsten Creatur im Anfange etwas gefehlt habe, was ihr später zuteil werden sollte. Abgesehen nun davon, dass diese Deutung der Offenbarung der Sprache schon im Widerspruche mit den Urkunden der heiligen Schrift steht, die eine solche Offenbarung nie erwähnt, so ist überhaupt gar nicht zu ersehen, wie die ersten Menschen ohne Sprache das Mittel besessen haben sollen, das zu verstehen, dessen sie unerlässlich bedurften, nämlich die Sprache, die ihnen Gott enthüllt haben soll. Und waren andrerseits die ersten Menschen fähig, Gottes Worte bei der Offenbarung der Sprache zu verstehen, so scheint es doch von nöten zu sein, ihnen eine Sprache zu enthüllen, die als jenes Verständnisses Bedingung sie bereits besitzen mussten. Ausserdem, fährt Grimm fort (p. 29), kann alle menschliche Stimme nicht erweisen, dass an eines Menschen Ohr jemals, so lange die Welt steht, ein unmittelbares Wort Gottes gedrungen sei. Die Menschensprache ist daher keine unmittelbar geoffenbarte; sie hätte in den Menschen Götter vorausgesetzt, sowie eine angeborene Sprache sie zu Tieren gemacht hätte (p. 31). Der Schöpfer hat wohl die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden als kostbarste Gaben dem Menschen verliehen, aber Gedanke wie Sprache selbst sind des Menschen ureigenstes Eigentum und nicht etwa Gottes Offenbarung, dagegen spricht zu guter Letzt noch der Umstand, dass die Sprache von Anbeginn unvollkommen war und erst sich allmählich entwickelte, dass mithin dann von Gott, der nur vollendetes schafft, etwas Unvollkommenes ausgegangen sein müsste. — In ähnlicher Weise, wenn auch minder ausführlich weist Friedrich Müller in seinem „Grundriss der Sprachwissenschaft" (Wien, 1876 Bd. I Abtlg. 1. p. 21.) die göttliche Offenbarung der Sprache zurück. Ist die Sprache eine Offenbarung Gottes, sagt er dort, so lässt sich die Mitteilung an Andere ohne Kenntnis einer Sprache nicht begreifen. Eine grosse Schwierigkeit ist ferner darin zu sehen, dass die menschliche Sprache sich verändert und degenerirt, was mit der Idee der göttlichen Schöpfung, als der denkbar vollkommensten, nicht in Einklang gebracht werden kann. Vergl. auch Whitney: die Sprachwissenschaft. Für das deutsche Publicum bearbeitet und erweitert von J. Jolly. München 1874. p. 553 ff. — Lessing (sämmtliche Schriften Bd. 10, 4. 5.) spricht auch bei Gelegenheit der Besprechung einer Schrift Jerusalems (über den Ursprung der Sprache) gegen die göttliche Mitteilung der Sprache an die Menschen. — M. Lazarus: Geist und Sprache, eine psychologische Monographie (zweiter Band von „Leben der Seele"). Berlin[3]. 1885. erwähnt auch (p. 15 ff.) diese „veraltete" Ansicht der Sprachschöpfung, wie er sie nennt. Er spricht kurz darüber in jener geistvollen, interessanten Art, die sein ganzes Werk so auszeichnet. — Auch Steinthal spricht in vielen seiner bedeutenden und epochemachenden sprachphilosophischen Werke gegen den göttlichen Ursprung der Sprache, so z. B. auch in seinem Abriss der Sprachwissenschaft. I. p. 75 f.

Johann Gottlob Fichte (1762—1814) veröffentlichte 1795 noch als Professor in Jena eine Abhandlung „von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache".[1]) Er geht davon aus, dass man bei einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache sich mit Hypothesen, nicht mit willkürlicher Aufstellung besonderer Umstände, unter welchen etwa eine Sprache entstehen konnte, behelfen dürfe. Denn da der Fälle, welche den Menschen bei Erfindung und Ausbildung der Sprache leiten konnten, so mancherlei sind, dass sie keine Forschung ganz erschöpfen kann, so würden auf diesem Wege ebensoviel halbwahre Erklärungen des Problems erhalten, als Untersuchungen darüber angestellt würden. Man darf sich daher nicht damit begnügen zu zeigen, dass und wie etwa eine Sprache erfunden werden konnte: man muss aus der Natur der menschlichen Vernunft die Notwendigkeit dieser Erfindung ableiten; man muss darthun, dass und wie die Sprache erfunden werden musste. — Nun geht Fichte zu der Frage über, wie die Sprache enstanden sein kann. Eine Übereinkunft der Menschen über die Sprache ist nur mit der grössten Unwahrscheinlichkeit denkbar; da nun aber Sprache im weitesten Sinne des Wortes als der Ausdruck unserer Gedanken durch willkürliche Zeichen aufzufassen ist, muss man diese willkürlichen Zeichen aus den wesentlichsten Anlagen der menschlichen Natur ableiten. Der einzige Zweck der Sprache ist aber nur Bezeichnung des Gedankens, die etwaige natürliche Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten ist dabei ganz gleichgültig, es soll ja die Sprache nur dazu dienen, die Vorstellung eines bestimmten Gegenstandes von einem Menschen zu seinem Mitmenschen zu übertragen und zu vermitteln.

Folglich kann man die Sprache auch nur als willkürliche Erfindung des menschlichen Verstandes auffassen. Unwillkürlicher Ausbruch der Empfindung ist nicht Sprache. Der Mensch geht notwendig darauf aus, Vernunftmässigkeit ausser sich zu finden; das ist der Trieb nach Übereinstimmung mit sich selbst. Die notwendige Folge davon ist der Trieb nach Gedankenaustausch; dieser bedingte die Erfindung gewisser Zeichen, wodurch wir anderen unsere Gedanken mitteilen konnten. Die Idee der Sprache ist demnach Ausdruck unserer Gedanken.

Nun geht Fichte zu der Frage über, in welchen Naturgesetzen der Grund dafür liege, dass diese Idee der Sprache gerade so und nicht anders ausgeführt wurde, und ob sich Gesetze auffinden liessen, welche den Menschen bei der Auffindung der Sprache leiteten. Und er beantwortet diese Fragen folgendermassen: Die Natur offenbart sich uns besonders durch Gesicht und Gehör. Die ersten Zeichen sind somit reine Nachahmung der Natur. Die Mitteilung des Gedankens war hier willkürlich, aber im Zeichen selbst war keine Willkür. Die Ursprache muss man sich demnach als eine Art Hieroglyphen-Sprache vorstellen. Da diese aber nicht die Aufmerksamkeit hervorrief, sondern voraussetzte und an das Tageslicht gebunden war, entstand notwendig die Aufgabe, diese Hieroglyphen-Sprache in eine blosse Gehör-Sprache zu verwandeln. Die Erfindung dieser Gehörzeichen ist aber nicht durch Verabredung zu verstehen, sondern sie lässt sich nur aus einer tausendjährigen Entwickelung erklären. Man kam im Laufe langer Zeiträume darauf, Dinge nach gewissen, zufällig mit ihnen verbundenen oder auf sie bezogenen Tönen zu benennen, aber rein willkürlich. Die allgemeinen Begriffe, die Gattungsbegriffe entwickelten sich dabei eher als die des Geschlechts, weil, um sich die letzteren zu denken, ein höherer Grad von Abstraction erfordert wird. Daher ent-

[1]) Joh. Gottl. Fichte's sämtliche Werke herausgegeben von J. H. Fichte 1846 Bd. VIII. p. 301 ff.

wickelten sich naturgemäss auch die Bezeichnungen für die allgemeinen Begriffe eher.[1]) Zu allerletzt wurden wohl die abstracten und rein geistigen Begriffe benannt. — Die Urtöne, die ursprünglich einmal in allen Sprachen ebenso wie in ihrer gemeinsamen Ursprache gewesen sind, sind schon unendlich lange aus den Cultursprachen entschwunden. Sie sind in der langen Entwicklung durch Zeichen ersetzt, die dem cultivirten Geiste der Völker besser entsprachen.

Fichte und Plato.

Fichte macht somit die Sprache in nicht minder einseitiger Weise wie im Altertume Hermogenes zu einer ganz willkürlichen Erfindung des menschlichen Verstandes. Nur der Wunsch, seine Gedanken durch willkürliche Zeichen dem Mitmenschen zu übermitteln, hat den Menschen zur Erfindung der Sprache veranlasst. Als ein durchaus formal beschränkendes accessorisches Moment kommt bei der Erfindung der Sprache, wie Heyse[2]) sagt, das Naturgesetz hinzu, es ist nicht etwa ursprüngliche Veranlassung oder mitschaffendes Bildungsprincip. In der ganzen Urschaffung der Sprache findet sich nur Willkür, subjective Erfindung, nicht etwa Naturnotwendigkeit. — Wie sich bei seiner sprachphilosophischen Lehre Fichte den Übergang von der sogenannten „Hieroglyphen-Sprache", der Ursprache, zur Gehörsprache dachte, wie er bei der steten Betonung der reinen Willkür die Ursprache als Nachahmung der Natur verstand, bei der nur die Mitteilung des Gedankens willkürlich war, nicht aber die Zeichen desselben, ist unklar und uns unverständlich geblieben.

3. Wilhelm von Humboldt.

Humboldt und die Sprachphilosophie des XVIII. Jahrhunderts.

Von der Sprachphilosophie Herders, Hamanns, Fichtes zu der Humboldts welch' ein gewaltiger Sprung! Wie aus einer andern Welt erscheinen uns heute die sprachphilosophischen Ideen des vorigen Jahrhunderts im Vergleich zu der auf ganz neuen Fundamenten sich aufbauenden Lehre Wilhelm von Humboldts! Und doch liegen nur wenige Decennien zwischen der letzten sprachphilosophischen Aeusserung des achtzehnten und der ersten des neunzehnten Jahrhunderts, zwischen Fichtes Abhandlung „von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache" (1795) und Humboldts: Ankündigung einer Schrift über die Vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunkts und Inhalts derselben, welche im Jahre 1812 in Fr. Schlegels deutschem Museum erschien (II p. 485—502), der ersten öffentlichen Aeusserung Humboldts über den Ursprung der Sprache! Wie klein, wie unbedeutend erscheint uns alles vorher auf sprachphilosophischem Gebiete Geleistete, wenn wir Humboldts Werke, die der Sprachphilosophie angehören, damit vergleichen! Er ist der Einzige, der in der Sprachphilosophie Plato würdig zur Seite gestellt werden kann. — Trefflich aber characterisiert den Unterschied des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Sprachphilosophie H. Steinthal. Er sagt darüber ungefähr folgendes:[3])

> „Welch ein kleines, kleinliches Wesen ist der Mensch nach der Vorstellung des vorigen Jahrhunderts! . . . . . Da giebt es nichts Weises und nichts Grosses in der Entwickelung der Menschheit, ja überhaupt keine Entwickelung von innen heraus. Das vorige Jahrhundert begriff nicht, wie es Goethe ausdrückt (an Schiller, IV p. 127), dass etwas im Menschen sei, wenn es nicht von aussen in ihn hineingekommen ist. Von den Urmächten des

[1]) In diesem Punkte der früheren Entwickelung der allgemeinen Begriffe und der Bezeichnungen für diese stimmen wohl seit Fichte alle Sprachgelehrten der Neuzeit überein.

[2]) Heyse: System der Sprachwissenschaft. (herausgegeben von H. Steinthal.) Berlin 1856. p. 57.

[3]) H. Steinthal: Abriss der Sprachwissensschaft. I. Berlin 1871. p. 77 f.

menschlichen Gemüts, denen die Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens entsprossen sind, und aus denen sie fortdauernd Lebenssäfte saugen, wusste man nichts; unbekannt war die Schöpferkraft, aus welcher religiöse und sittliche Ideen zu eigenem Genügen des menschlichen Wesens ungesucht hervorquellen. . . . . Was uns eine bessere Stellung gibt, als das vorige Jahrhundert einnahm, ist nicht bloss die Anerkennung der Schöpferkraft des Menschen, sondern auch dass wir daneben die Aufgabe und Grundgedanken einer rationalen Psychologie haben, deren Streben darauf gerichtet ist, in den seelischen Erscheinungen, den Bewegungen des Bewusstseins einen Mechanismus zu erkennen, gegenüber dem Mechanismus der Natur-Erscheinungen — eine Wissenschaft, welche Gesetze des geistigen Lebens erforscht, wie die Physic und Chemie Gesetze des natürlichen Lebens".

Und was nicht Herder und nicht Hamann vermocht haben[1]), sich aus den Banden der Vorurteile des achtzehnten Jahrhunderts frei zu machen, das hat der grosse „Cartesius der Sprachwissenschaft", wie ihn sein bedeutendster Schüler H. Steinthal mit Recht nennt, gekonnt. Er sieht in der Sprache von vornherein nicht das Fertige, sondern das ewig Werdende und täglich sich Erneuernde, er sieht in der Sprache nur das Sprechen, wie er unter Geist nur die stete geistige Thätigkeit verstand. Die Sprache ist kein ἔργον, sondern eine ἐνέργεια, sie ist die sich ewig wiederholende Arbeit des menschlichen Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens zu machen.[2]) Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens, sie entsteht einerseits erst mit dem Gedanken, andererseits kann sich der Gedanke erst durch die Verbindung der intellectuellen Thätigkeit mit dem Laut entwickeln, wie Steinthal sagt.[3]) Damit weist Humboldt auf die vorher und auch später oft bekämpfte Ansicht von der Einheit von Geist und Sprache hin.[4]) Geist und Sprache entwickeln sich neben einander, nicht nach einander; harmonisch aufs innigste verknüpft und mit einander verschmelzend gehen beide aus dem eigentlichen und wahren Wesen des menschlichen Geistes, aus welchem alle geistigen Erscheinungen stammen, hervor. Wie die Seele zum Körper, so verhält sich der Geist zur Sprache, eines vom andern ist untrennbar, das eine ist vom andern bedingt. Und stellte Cartesius den Fundamentalsatz auf: Cogito, ergo sum, so ergibt sich aus Humboldts sprachphilosophischen Werken die nicht minder fundamentale Lehre: Cogito, ergo loquor, d. h. wir sind wesentlich sprachschaffende Wesen.

---

[1]) Sehr interessant ist die vergleichende Schlussbetrachtung, die Steinthal (der Ursprung der Sprache, 3. Aufl. p. 83 f.) zwischen Humboldt einerseits und Hamann und Herder andererseits macht; er sagt dort: Herder — geistreich, aber ein schwankendes Rohr; mit manchem schönen Blick in das menschliche Wesen, den er aber nicht ausbeutet. Hamann — fromm, aber weder in Humor noch in der Mystik erhaben über seine Zeit. Humboldt — wie ist er tief in das menschliche Wesen eingedrungen! . . . . . Herder hat vielleicht schon alle Punkte berührt, die Humboldt hervorgehoben hat. Aber Herder hat sie eben nur berührt; ist geistreich darüber hingefahren. Er hat die Gegensätze nicht in ihrem Ernste gefasst, hat mit ihnen nur geistreich oder mystisch gespielt. . . . . Und weil er mit ihnen spielte, ward er ihr Spiel. Humboldt hat mit scharfer Dialektik die Widersprüche aufgedeckt, hat genau die Tiefe und Breite der Kluft ermessen, die unsere Forschung auszufüllen hat. Weil er sich nicht, wie Hamann, blind in die Gottheit stürzt, schaut er mehr von ihr; weil er zuerst den Menschen ehrt, giebt er Gott was Gottes ist.

[2]) Wilhelm v. Humboldt: Einleitung in die Kawi-Sprache. p. LV ff, p. LXVI ff.

[3]) H. Steinthal: Der Ursprung der Sprache etc. Berlin[3]. 1877. p. 62 ff.

[4]) cf. vorher Joh. Peter Süssmilch und die Anmerkung an obiger Stelle.

Humboldts Sprachphilosophie.

Die Sprache lässt sich, wie Humboldt lehrt, von demjenigen, was sie bezeichnet, durchaus ebensowenig loslösen, wie z. B. der Name eines Menschen von der Person; das war der Hauptirrtum des vorigen Jahrhunderts, mit welchem der zweite Hand in Hand ging, dass die Sprache, gleich einer verabredeten Chiffre, ein Erzeugnis der Reflexion und der Übereinkunft, oder überhaupt das Werk der Menschen, wie man den Begriff in der Erfahrung nimmt, oder gar des Einzelnen sei. Von dieser durchaus irrigen Idee muss man sich zunächst losmachen, sagt Humboldt.[1]) Als ein wahres, unerklärliches Wunder bricht die Sprache aus dem Munde einer Nation, und als ein nicht minder staunenswertes, wenn gleich täglich unter uns wiederholtes, und mit Gleichgültigkeit übersehenes, aus dem Lallen jedes Kindes hervor, und ist die leuchtendste Spur und der sicherste Beweis, dass der Mensch nicht eine an sich abgesonderte Individualität besitzt, dass Ich und Du nicht blos sich wechselseitig fordernde, sondern wenn man bis zu dem Puncte der Trennung zurückgehen könnte, wahrhaft identische Begriffe sind, und dass es in diesem Sinne Kreise der Individualität giebt, von dem schwachen, hülfsbedürftigen und hinfälligen Einzelwesen hin bis zum Urstamme der Menschheit, weil sonst alles Verstehen bis in alle Ewigkeit unmöglich sein würde. Die Sprache ist eben nicht erschaffen, sondern, sowie sich der Mensch nicht anders vorstellen lässt als denkend, weil er, da er denkt, nur sprechend möglich ist, so geht die Sprache notwendig aus ihm selbst hervor, freiwillig entquellen die Worte ohne Not, ohne Absicht der Menschenbrust. Ihr Typus war eben von jeher im menschlichen Verstande schon vorhanden. Die Sprache beruht auf dem allen Einzelwesen gemeinsamen Menschlichen.[2]) Sie ist nicht eigentlich das Mittel, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, als vielmehr die vorher unerkannte zu entdecken.

Humboldt betrachtet somit die Sprache als geistige Schöpfung des Menschen; aber durchaus nicht etwa als geistige Schöpfung des einzelnen Individuums, von dem sie auf die Übrigen dann übergeht, sondern nur als Schöpfung der Gesamtheit der Menschheit, die aus der Selbstthätigkeit aller hervorbricht.[3]) Die Sprache ist also die ureigenste Schöpfung der Menschheit, die spontan aus ihr „hervorbricht"; sie kann sich nur, sagt Humboldt, in jedem Einzelnen, in ihm aber nur so erzeugen, dass jeder das Verständnis aller voraussetzt und alle dieser Erwartung genügen. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfnis der Menschheit, nicht blos ein äusserliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwickelung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken mit anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches.[4]) Der articulirte Laut reisst sich aus der Brust los, um in einem andern Individuum einen zum Ohre zurückkehrenden Anklang zu wecken. Humboldt fasst also ganz verschieden von allen Sprachphilosophen die

[1]) W. v. Humboldt: Ankündigung einer Schrift über das Vaskische etc. in Fr. Schlegels deutschem Museum II. 1812. p. 498. cf. H. Steinthal: die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldts und die Hegel'sche Philosophie. Berlin 1848. p. 43. und „Allgemeine Einleitung" zu der Gesamtausgabe der sprachphilosophischen Werke Wilhelm von Humboldts von H. Steinthal. I. Berlin 1883. p. 18.

[2]) W. v. Humboldt: über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung. Vorgelesen den 29. Juni 1820. § 13. vergl. Steinthal: der Ursprung der Sprache. p. 65.

[3]) cf. H. Steinthal: die Sprachwissenschaft Wilh. von Humboldts und die Hegel'sche Philosophie. Berlin 1848 p. 55 ff; vergl. Humboldt: über die Kawi-Sprache p. XLVIII ff.

[4]) Humboldt: über die Kawi-Sprache p. XXV.

Idee der Sprache auf, er sieht den Menschen nicht wie bisher mit der Sprachschöpfung nur practische Zwecke verfolgen, sondern ganz im Gegenteil in idealster Weise lässt er die Sprache aus der Brust des Menschen hervorbrechen, wo sie bisher in ihrem ganzen Umfange geruht hat. Das heisst: jeder Mensch besitzt ein, durch eine bestimmte modificirte Kraft, anstossend und beschränkend, geregeltes Streben, die ganze Sprache, wie es äussere oder innere Veranlassung herbeiführt, nach und nach aus sich hervorzubringen und hervorgebracht zu verstehen.[1]) Dieses ist immer dabei in Betracht zu ziehen; denn man kann von einer Erfindung der Sprache durch den Menschen nur in dem Sinne sprechen, dass man ihren Typus in dem menschlichen Verstande als vorhanden annimmt. Damit der Mensch auch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloss sinnlichen Anstoss, sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als ein Teil eines Ganzen an. Die Erfindung konnte demgemäss auch nur mit einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache, um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein. Man kann sich ihre Erfindung nur durch einen gewissen intellectuellen Instinct der Vernunft erklären, ein Begriff, der sich der Herder'schen sprachschöpfenden Macht im Menschen, der Besonnenheit, sehr nähert und in dem Naturinstinkt der Tiere vielleicht ein Analogon findet.[2]) Wie aber diese Erfindung vorgegangen ist, das klar zu machen, hält auch Humboldt für ein sehr schwieriges, kaum auszuführendes Unternehmen. Er nennt es eine im Einzelnen grossenteils unerklärbare Operation, die äusseren zu allen Sinnen zugleich sprechenden Gegenstände und die inneren Bewegungen des Gemütes blos durch Eindrücke auf das Ohr darzustellen. Für gewiss hält er es, dass Zusammenhang zwischen dem Laute und dessen Bedeutung vorhanden ist. Die Beschaffenheit dieses Zusammenhanges aber lässt sich selten vollständig angeben, oft nur ahnen und noch viel öfter garnicht erraten. In dieser Hinsicht lassen sich nun die Laute ihrer Bedeutsamkeit, wie es Humboldt nennt, nach in drei Gruppen teilen: in unmittelbar nachahmende, lautsymbolische und analogische, durch Anknüpfung verwandter Begriffe an verwandte Laute.

Die Sprache bezeichnet nämlich nicht nur die an sich schon wahrgenommenen Gegenstände, sondern in die Bildung und in den Bau der Sprache geht notwendig die ganze Art der subiectiven Wahrnehmung der Gegenstände über. Denn wie ohne Sprache kein Begriff möglich ist, so kann es, sagt Humboldt[3]), für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äussere nur vermittels des Begriffs für sie vollendete Wesenheit erhält. Aus der Wahrnehmung entsteht das Wort eben, es ist nicht etwa ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele enstandenen Bildes. In jeder Sprache liegt darum eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den wahrgenommenen Gegenstand und den wahrnehmenden Menschen tritt, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die äusserlich und innerlich auf ihn einwirkende Natur. Der Mensch umgibt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten;

---

[1]) Humboldt: über die Kawi-Sprache p. LXX. vergl. Steinthal: die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldts und die Hegel'sche Philosophie p. 71 ff.

[2]) W. v. Humboldt: über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einflus auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts, herausgegeben von A. F. Pott. Berlin 1876. I p. 277.

[3]) cf. Wilh. v. Humboldt: a. a. O. bei Pott II p. 54, 56, 64.

er lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschlieslich so, wie die Sprache sie ihm zugeführt. So erklärt also Humboldt die Wechselwirkung der Erscheinungswelt, der Eindrücke, die diese auf den Menschen macht, und der Sprache, die diese Eindrücke immer wieder und in nie erschöpfendem Reichtum wiedergibt und lebendig macht. Die Sprache ist für Humboldt so unzertrennlich mit der Natur des Menschen verwachsen, dass man von einer willkürlichen Spracherzeugung nicht im entferntesten reden kann. Sie bricht selbstthätig aus der innersten Natur der Menschen hervor; sie entspringt, wie Humboldt sagt[1]), aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie besitzt eine sich uns sichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Wesen unerklärliche Selbstthätigkeit und ist, von dieser Seite betrachtet, kein Erzeugnis der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Sie bedienen sich ihrer, ohne zu wissen, wie sie dieselbe gebildet haben.

Fortschritte der Sprachphilosophie durch Humboldt.

Humboldts Hauptverdienst auf sprachphilosophischem Gebiet besteht demnach darin, dass er erstens die Sprache als lediglich lebendiges, gegenwärtiges Sprechen auffasst, und dass er zweitens ihre Identität mit dem Geiste feststellt, wie Steinthal sagt.[2]) Dadurch aber hat die Frage nach dem Ursprunge der Sprache im Zusammenhange mit der alten von Plato so vortrefflich behandelten Frage nach der ὀρθότης ὀνομάτων eine ganz andere Gestalt und Bedeutung gewonnen. Steinthal sagt darüber (a. a. O.) etwa folgendes:

Wenn man früher in der Sprache bloss eine Sammlung von Lautzeichen sah, so konnte die Frage über die Erfindung der Sprache nur bedeuten: wie verfiel man darauf, mit seinen Vorstellungen und Gedanken, behufs der Mitteilung und auch Aufbewahrung derselben im Gedächtnis, lautliche Zeichen zu verbinden? Sobald nun aber die Sprache nicht mehr als daseiendes Material, sondern als ewige Spracherzeugung angesehen wird: so ist es vielmehr der Ursprung der Sprache im Geiste, ihr Zusammenhang mit der gesamten Geistesthätigkeit, worauf jetzt das Interesse geht. Die Sprache ist mithin nie als ein Ding, sondern nur als Thätigkeit anzusehen. Trotzdem kann dieser Umstand den Sprachforscher nicht davon abhalten, nach den Umständen zu fragen, unter denen diese Thätigkeit zuerst hervorbrach, d. h. also nach ihrem Ursprunge zu fragen. — Wie er diese Frage zu lösen versucht hat, welch' neue ganz originelle Gedanken der geniale Mann dabei entwickelt hat, haben wir vorher zu zeigen versucht. Dass bei dem geradezu epochemachenden Aufbau des Humboldt'schen sprachphilosophischen Systems sich auch Widersprüche und Unklarheiten finden, wie sie ihm besonders Steinthal[3]) und Pott[4]) nachzuweisen sich bemühten und wohl auch mit Recht vorwarfen, so ist das ganz natürlich bei einem Manne, der sich mit bewusstem Aufgeben aller bisher beschrittenen Wege, die er als falsch erkannt hat, selbst einen neuen, schwierigen Weg bahnt, der

---

[1]) Wilh. v. Humboldt: Einleitung in die Kawi-Sprache p. XXI. cf. Steinthal: die Sprachwissenschaft W. von Humboldts u. s. w. p. 43.

[2]) H. Steinthal: der Ursprung der Sprache. 3. Aufl. p. 64 ff.

[3]) H. Steinthal: der Ursprung der Sprache. 3. Aufl. p. 69 ff; p. 77 ff; vergl. Characteristic der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues (zweite Bearbeitung seiner Classification der Sprachen) Berlin 1860. p. 26 ff.

[4]) Pott: Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft. Berlin 1880. p. 57 f. etc.

zum Ziele führen kann, wenn er ihn auch noch nicht selbst soweit geführt hat. Und in gerechter Würdigung des Meisters sagt sein berühmter Schüler Steinthal von ihm, nachdem er ihn hart getadelt hat (a. a. O.): eines dürfe man aber nie ausser acht lassen, dass nämlich Humboldt ein Genie war. Und darum eben gebe es nichts Lehrreicheres, nichts, was sicherer und leichter zur Wahrheit führe, als Humboldts Mängel aufzusuchen. Und dann, als Steinthal sich im späten Mannesalter an die Herausgabe der sprachphilosophischen Werke Humboldts machte, da urteilte er auch anders[1]) und, wie uns scheint, gerechter über den grossen Mann, dem er in seiner Rede, welche er gelegentlich der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler in Berlin am 28. Mai 1883 im Festsaale des dortigen Rathauses hielt, die schönste Würdigung zu teil werden liess, die ihm überhaupt zu teil werden konnte.[2])

Humboldt und Plato.

Betrachten wir zum Schlusse noch die Stellung der Humboldt'schen Sprachphilosophie zu der Platos, wie wir sie im Kratylos kennen gelernt haben, so ist es nach dem vorher Gesagten zuvörderst klar, dass bisher keiner der modernen Sprachphilosophen sich dermassen der platonischen Lehre in allen seinen sprachphilosophischen Grundanschauungen genähert hat, als Wilhelm von Humboldt.

Wurde von den Sprachphilosophen vor Humboldt ein mehr einseitiger Standpunkt in der Erklärung der Sprachentstehung festgehalten, der sich mehr oder minder mit der Ansicht des Hermogenes oder der des Kratylos über das Princip der ὀρθότης ὀνομάτων deckte, wenn nicht etwa der Glaube an göttliche Offenbarung alle Uneinigkeit beseitigte, so erkennen wir in Humboldt den modernen Socrates des platonischen Dialogs. Fern von jeder Einseitigkeit sucht er die Sprachentstehung mit genialer Beurteilung der ganzen menschlichen Natur, des ganzen menschlichen Geistes, kurz alles Göttlichen im Menschen zu ergründen. Analog seinem genialen Meister aus der Zeit des Hellenentums hat er für die ganz unwissenschaftliche Ansicht von der göttlichen Offenbarung der Sprache nur beissenden Spott und feine Ironie. Ebensowenig wie Socrates in Platos Kratylos will er etwas von Convention und Satzung in der Sprache und ihrer Schöpfung sehen und verwirft mit ihm auch die Ansicht des Hermogenes, dass die Sprache der willkürlichen Erfindung einzelner Individuen ihr Dasein verdanke. Die Sprache ist eben, wie Humboldt[3]) sagt, kein Erzeugnis der Thätigkeit, sondern eine unwillkürliche Emanation des Geistes, nicht ein Werk der Nationen, sondern eine ihnen durch ihr inneres Geschick zugefallene Gabe. Darauf eben beruht ihre Allgemeinverständlichkeit und Richtigkeit. Denn da die Sprache ganz und garnicht von einem einzigen Individuum ausgehend auf die Übrigen übergeht, sondern da sie nur aus der gleichen Selbstthätigkeit aller entspringen kann, da ferner die Sprache sich in jedem Einzelnen nur so erzeugt, dass er immer das Verhältnis aller bei ihrem Gebrauche voraussetzen muss und alle auch dieser Voraussetzung genügen, kann das Sprachvermögen und somit auch die Möglichkeit der Sprachschöpfung nur dem Menschen angeboren sein.

---

[1]) cf. Die sprachphilosophischen Werke Wilhelm's von Humboldt, herausgegeben und erklärt von H. Steinthal. Berlin 1883. Vorwort des Herausgebers p. 1 ff. und: Allgemeine Einleitung in Humboldts sprachphilosophische Arbeiten.

[2]) vergl. H. Steinthal: über Wilhelm von Humboldt bei Gelegenheit der Enthüllung der Humboldt-Denkmäler etc. Berlin 1883 p. 5 f. und Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft etc. p. 515 ff. und p. 555 f.

[3]) vergl. oben und Humboldt: über die Kawi-Sprache p. XXI.

In ihrem ganzen Umfange muss die Sprache schon im Menschen liegen, so dass jeder nach seiner Individualität die ganze Sprache, wie es äussere oder innere Veranlassung herbeiführt, allmählich aus sich schaffen und verstehen kann. Die Mitschöpferin der Sprache ist allein die Natur, die Erscheinungswelt, die den Geist des Menschen zur Sprachschöpfung von jeher angeregt hat und in alle Ewigkeit auch anregen wird. Und hier sehen wir bei Humboldt wie bei Plato die Vermischung des Princips der *φύσις* mit dem der *θέσις* in der lebenden Sprache. Die Natur ist unsere Lehrmeisterin bei der Entstehung der Sprache, wenn dies uns auch meist nicht klar zum Bewusstsein kommt. Und dieses ist nun auch der Grund, dass die Sprache, wie wir sie haben, fern ist von jeder idealen Vollkommenheit, eine Beobachtung, die auch Plato bereits den Socrates machen lässt, nur dass er der grösseren oder geringeren Begabung der *νομοθέται* hieran die Schuld zumisst, während Humboldt, der unter den Nomotheten die gesamte Menschheit begreift, aus der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, die überhaupt ihrer Beschaffenheit gemäss niemals etwas Vollkommenes zu leisten imstande gewesen ist und auch niemals imstande sein wird, mit Recht diesen Umstand erklärt.